Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte = Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie = Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte

Band: 57 (1972-1973)

Rubrik: Frühmittelalter = Haut Moyen Age = Alto Medio Evo

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

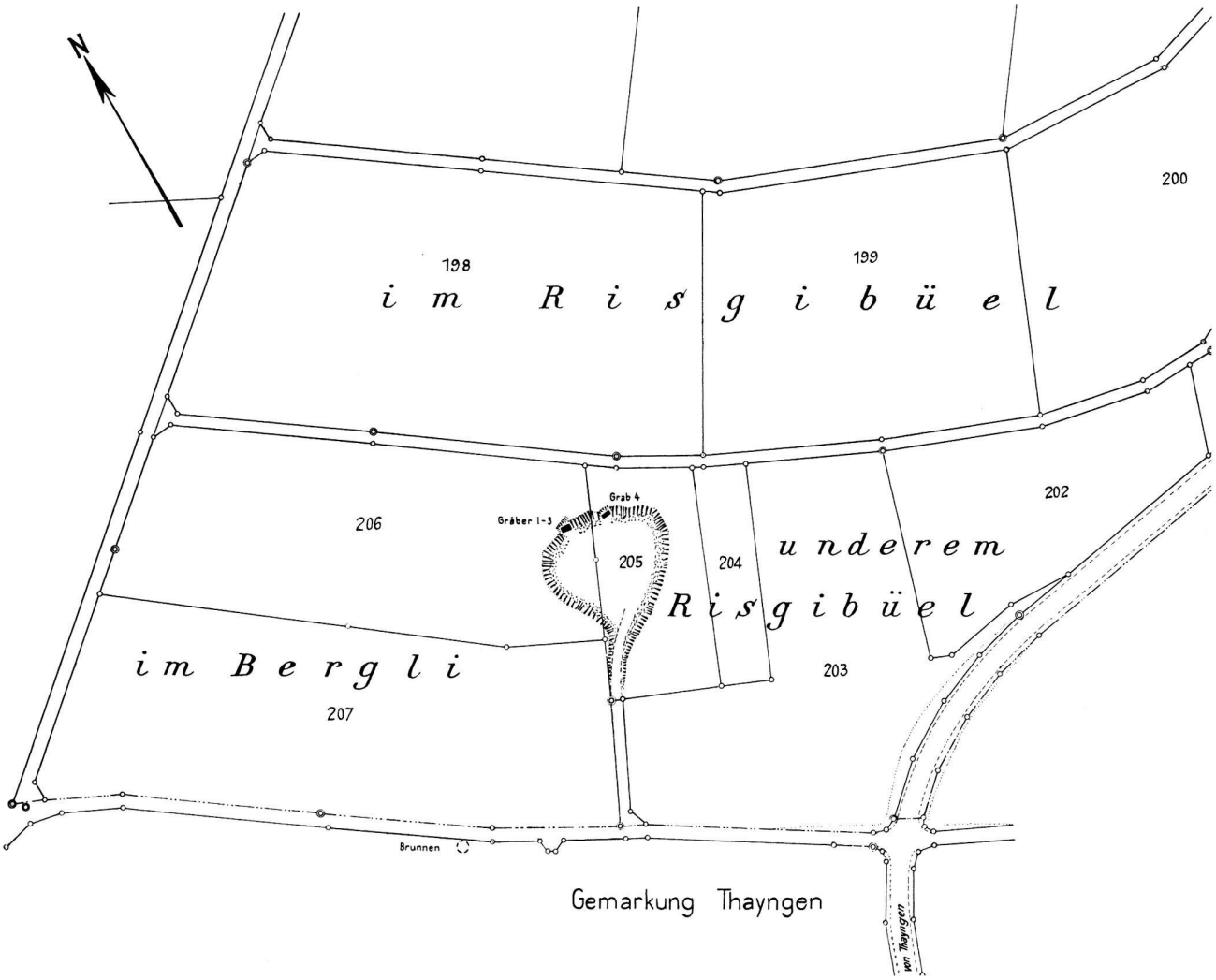


Abb. 109. Barzheim SH, Risgibüel. Kiesgrube mit der Lage der Gräber 1–4.

ZURZACH AG

Rathausareal. Bibliographie: Y. Mottier, Die Grabung auf dem Rathausareal in Zurzach, JbGPV 1969/70, 11–23; T. Tomašević, Die römische Keramik, JbGPV 1969/70, 31–39; H.-U. Geiger, Die Fundmünzen aus dem Rathaus von Zurzach, JbGPV 1969/70, 40–46.

FRÜHMITTELALTER
HAUT MOYEN ÂGE
ALTO MEDIO EVO

5. Jh.–Ende des 1. Jahrtausends n. Chr.

ALTDORF UR

St. Martin. Bibliographie: I. Müller, Die Entstehung der Pfarreien an den Ufern des Vierwaldstättersees, Der Geschichtsfreund (Luzern) 117, 1964, 5ff. (S. 6: Altdorf).

ALTENDORF SZ

Kirche. Die Erweiterung der Kirche gab Anlass zu archäologischen Untersuchungen, die unter der Leitung von H. R. Sennhauser unter Mitwirkung von J. Kessler im Mai 1960 und April 1961 durchgeführt wurden. Römische Funde aus den untersten Schichten deuten auf eine nahe gelegene Villa (vgl. im Abschnitt «Römische Zeit»). Die älteste Kirche, ein rechteckiger Bau mit halbrunder, eingezogener Apsis im Osten wird vom Ausgräber ins 11. Jh. datiert. Seine Masse betrugen ca. 11,80–12 m Länge und ca. 6,80 m Breite. Mit dieser ersten Kirche sind vier Bestattungen in Beziehung zu setzen, die E. Hug vom anthropologischen Gesichtspunkt aus eingehend behandelt. Es dürfte sich um Gräber von Angehörigen der Stifterfamilie handeln.

Vieles spricht dafür, dass die Herren von Rapperswil die Stifter waren; ihr nahegelegener Stammsitz, die Burg Alt-Rapperswil wurde um 1040 gegründet. Ihre Beziehungen zum Dorf und zur Kirche, denen insbesondere P. Kläui nachgegangen ist, sind sehr eng und werden ausführlich dargelegt. – H. R. Sennhauser, Die älteren Pfarrkirchen von Altendorf, Mitteilungen Hist. Verein des Kantons Schwyz 57, 1964, 111ff. (Anthropologischer Kurzbericht von E. Hug S. 22ff).

ARTH SZ

St. Georg/St. Zeno. Bibliographie: I. Müller, Die Entstehung der Pfarreien an den Ufern des Vierwaldstättersees, Der Geschichtsfreund (Luzern) 117, 1964, 5ff. (S. 17: Arth).

BALSTHAL SO

Kirche/Friedhof. Zu einem Grab, das vermutlich in frühmittelalterliche Zeit zu datieren ist, vergleiche im Abschnitt «Römische Zeit».

BARGEN SH

Oberbargen: Wootel. Frühalamannische Funde des 4. Jh. vgl. im Abschnitt «Römische Zeit».

BARZHEIM SH

Risgibüel/Riskibühl. LK 1012, 695 140/290 215. In der Osthälfte der Kiesgrube des Albert Winzeler am Risgibüel entdeckten einige Knaben zufällig zwei schöne Metallgefässe. Wie weit in dieser Grube bereits alamannische Bestattungen zerstört worden sind, was angenommen werden muss, bleibt ungewiss. Am 20. und 21. März 1965 führte W. U. Guyan am Rande der Kiesgrube (Abb. 109, 110) eine Nachgrabung durch. Die Nachuntersuchung lohnte sich insofern, als insgesamt vier Gräber (1–4) nachgewiesen werden konnten, davon zwei (1, 4) mit wenigen Beigaben in situ. Im Kiesgrubenprofil liess sich kein weiteres Grab erkennen. Doch wurde immerhin das (ursprünglich reiche) Grab 4 (wohl eines Mannes) als von weiteren Gräbern (1–3) umgeben festgestellt. So erscheint diese Bestattung in einen zufälligen Ausschnitt eines Gräberfeldes unbekannter Grösse einbezogen. Eine zweite Nachgrabung am 7. und 8. März 1966 in dem nordöstlich anschliessenden Areal erbrachte keine weiteren Gräber. Wir dürfen deshalb annehmen, dass der Bestattungsplatz weitgehend im Bereich der Kiesgrube lag und bei deren Abbau zerstört wurde.

Grab 1. Zerstörtes Frauengrab mit zwei Schleifenohrringen von 5,9 cm Durchmesser (Abb. 111, e–f).

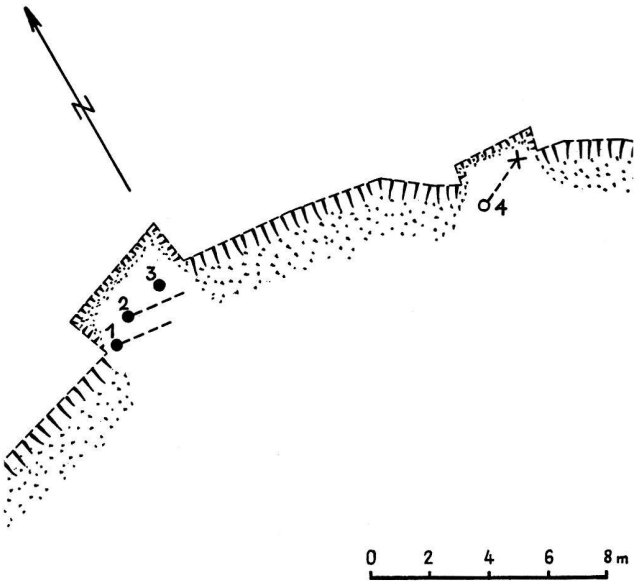


Abb. 110. Barzheim SH, Kiesgrube Risgibüel. Gräber 1–4.

Schädeloberkante in 40 cm Tiefe. Anthropologischer Befund: Menschliche Skelettfragmente, die sich auf Grund der darunter befindlichen Schädelbruchstücke mindestens zwei Individuen zuordnen lassen. Wahrscheinlich handelt es sich um Reste von zwei sehr grazilen Frauen im Alter zwischen 20 und 30 Jahren (= adult). Diese Feststellung ist jedoch nur für eines der beiden Individuen mit Sicherheit vertretbar.

Grab 2. Keine Beigaben. Schädeloberkante in 40 cm Tiefe. Anthropologischer Befund: Skelettfragmente einer gleichfalls sehr grazilen Frau. Der relativ gut erhaltene Unterkiefer berechtigt – mit Vorbehalten – auf Grund des überkommenen Alveolarfortsatzes die Alterszuordnung matur (40–60 Jahre).

Grab 3. Keine Beigaben. Eine Spur von Eisen. Tiefe des Unterkiefers um 110 cm, übrige Skelettreste etwas höher. Anthropologischer Befund: Skelettfragmente sehr wahrscheinlich nur eines Individuums männlichen Geschlechts. Auf Grund des Zahnbefundes ist die Alterszuordnung matur vertretbar.

Grab 4 (Abb. 111, 112). Das Grab war senkrecht eingetieft und besass wahrscheinlich einen Holzeinbau. Allerdings fanden sich keine Nägel, doch wäre auch eine Verzapfung der Wände denkbar. In der nordöstlichen Ecke fand sich noch ein kleiner Rest der Bestattung in situ. Hier lagen eiserne Beschläge eines Kästchens und der Rest des Ringfusses der Pfanne. Vermutlich war die Leiche in gestreckter Rückenlage beigesetzt. Die Einfüllung dieses Grabes erschien etwas erdiger als die sie umgebenden Schichten. Anthropologischer Befund: Tibiaschaft eines vermutlich erwachsenen

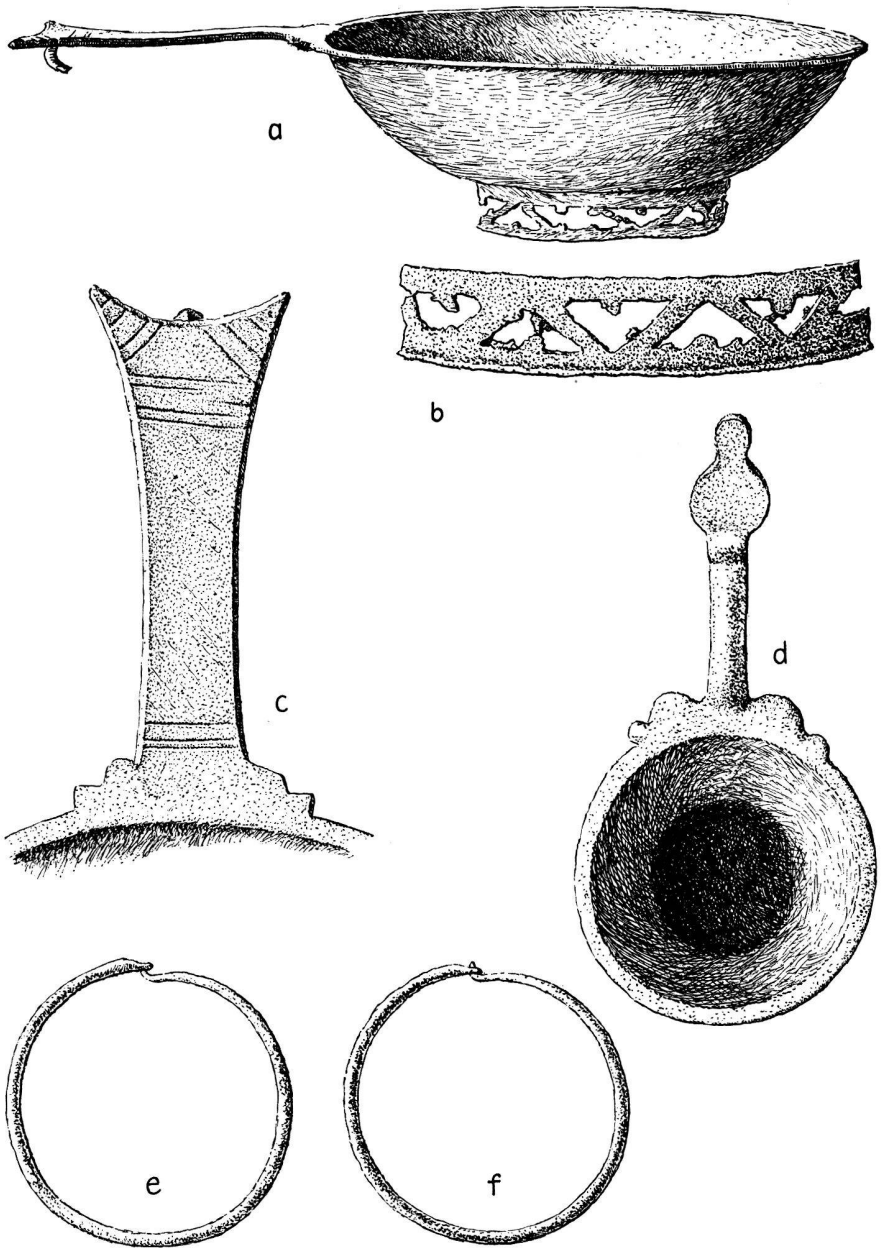


Abb. 111. Barzheim SH, Risgibüel. Frühmittelalterliche Grabfunde. a–d Grab 4. – e–f Grab 1. – Masse vgl. Text.

Mannes. Die Crista anterior des Schaftes weist deutliche Spuren eines entzündlichen Knochenprozesses auf. Ob hier Grabraub vorliegt, ist aus diesem bescheidenen Restfund nicht mehr zu ersehen. Doch ergibt sich aus dem Befund mit Wahrscheinlichkeit, dass die beiden Metallgefässe (Tafel 59, 1) als Service beim Unterschenkel des Toten standen. – Zu den beiden Hauptstücken von Grab 4 gehört eine gegossene Kanne (Tafel 59, 1, Abb. 111, d) von geschweifter Form mit drei Standfüsschen. Sie ist 1012 g schwer, hat einen inneren Mündungsdurchmesser von 6,2 bis 6,5 cm, die grösste Weite um 9 cm und ist bis zur Mündung 21 cm hoch. Der Hals ist durch einen Wulstreif gegliedert. Darüber und darunter sind horizontale Doppelrillen angebracht wie auch auf dem Bauch. Die beiden Füsschen sind mitgegossen, während der über die Gefässhöhe hinausragende Henkel einzeln gegossen und angelötet wurde. Er trägt einen zurückgebogenen, 3,5 cm langen Schilddorn als Daumenrast, der eine leichtere Handhabung des Gefässes ermöglichte. Die Kanne zeigt Abdrehspuren und ist von ausgezeichneter Erhaltung. Das Gussmetall besteht aus 69,9% Cu, 20,4% Pb, 2,9% Sn und ca. 6,5%

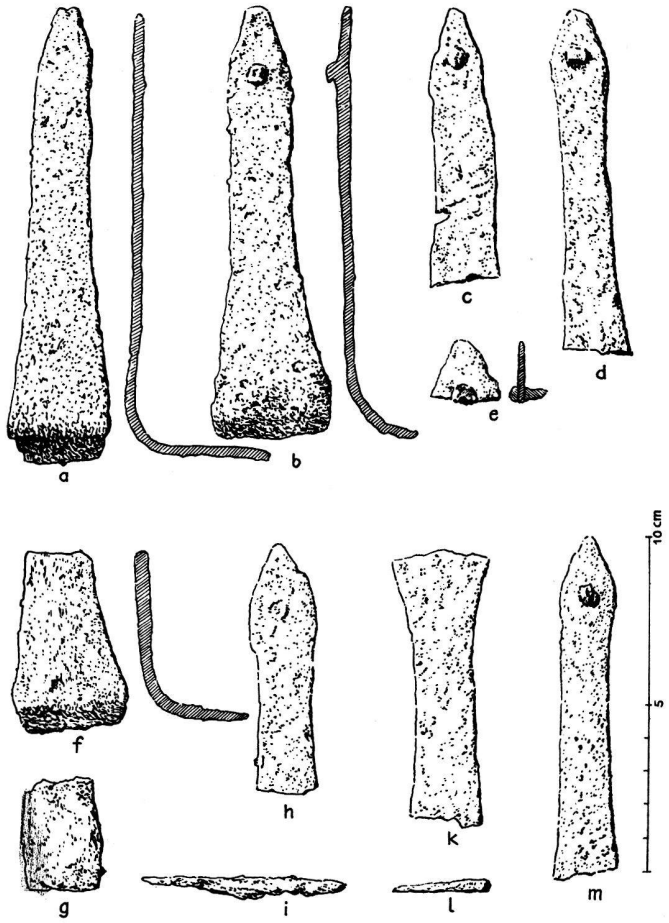


Abb. 112. Barzheim SH, Risgibüel. Eiserne Beschläge eines Kästchens aus Grab 4.

Zn. Dazu kommt als zweites Stück eine gegossene Stielpfanne (Abb. 111, a–c; Tafel 59, 1) mit verdicktem Rand und durchbrochenem, angelötetem Ringfuss. Ihr innerer Durchmesser beträgt 22,2 bis 22,7 cm, die Höhe mit Standring 8 cm, das Gewicht 1052 g. Die Schale wurde nachgedreht und ist innen mit Doppelrillen verziert. Die Pfanne hat einen angelöteten, flachen Griff von 13 cm Länge, der in Schwalbenschwanzform endet und auf der Oberseite quer und übers Eck in grober Manier verziert ist. An seiner Unterseite findet sich ein angelöteter Haken, von dem nicht zu entscheiden ist, ob er für einen (eisernen) Aufhängering bestimmt war. Der Griff wurde zurechtgefeilt, Feilspuren zeigt auch die Unterseite der Kanne. Die Verzierung des durchbrochenen, unten verstärkten Standringes von ursprünglich 2,3 cm Höhe besteht aus einem Zickzackband mit abwechselnd oben und unten eingefügten Zacken. Der Standring ist stark verbogen. Eine Untersuchung des 22 g schweren Bruchstücks ergab folgende Analysenresultate: 69,6% Cu, 19,9% Pb, 5,7% Sn und ca. 4,5% Zn. Die Metallanteile bei Pfanne und Kanne entsprechen sich demnach weitgehend. Zum Inventar gehören noch mehrere Winkelbeschläge (Abb. 112) aus Eisen, wohl eines Holzkästchens von 20–30 cm Länge.

W. U. Guyan befasst sich im Anschluss an die Vorlage der Neufunde mit den Fragen der Herkunft und Zweckbestimmung. Das Herstellungsgebiet der beiden Gefässe lässt sich heute noch nicht mit Sicherheit lokalisieren. Lange dachte man an ägyptische Provenienz mit Zentrum in Alexandria («koptisches Geschirr»). Heute erscheint die Möglichkeit eines Fabrikationszentrums in Oberitalien nicht ausgeschlossen. Hier wäre man vielleicht von der Vermittlung des Geschirrs zu seiner Herstellung übergegangen. Das 7. Jh. n. Chr., dem die beiden Fundstücke angehören, kannte einen lebhaften Güteraustausch über die Alpenpässe. Der Importweg führte wohl über die Bündnerpässe, etwa den Julier oder Septimer unter anderen, zu den Alamannen. Das «koptische Bronzegeschirr» zählt zu den wichtigsten Zeugnissen einer Verbindung der Alamannen mit den Langobarden im Süden der Alpen. Durch ihre Kostbarkeit stehen die Barzheimer Funde in engster Verbindung zu

Vornehmen, teilweise fanden sich analoge Sachen sogar in süddeutschen Fürstengräbern. Die in der badischen Nachbarschaft zutage getretene «Güttinger Pfanne» lässt mit der auf den Rand gepunzten griechischen Inschrift folgenden Inhalts: «Lasset euch netzen zum Heil und schauet den Herrn» ihre Zweckbestimmung erahnen. Solche Gefässe müssen für den christlichen Kult bestimmt gewesen sein (liturgische Handwaschung; Taufzwecke).

Das Gräberfeld ist der erste frühmittelalterliche Bodenfund aus Barzheim. W. U. Guyan vermutet, dass das Gräberfeld zu der im Flurnamen «Alenfingen» fortlebenden alamannischen Siedlung gehörte. Der am Hang des Risgi-Büel liegende Bestattungsplatz macht wahrscheinlich, dass das alamannische Alenfingen an dem darunter vorbeifliessenden kleinen Bach angelegt war, der noch auf dem 1849 aufgenommenen Plan eingezeichnet ist. Der Grund der Verödung von Alenfingen ist nicht bekannt. – MA Schaffhausen. – W. U. Guyan, Ein vornehmes Grab von Barzheim-Alenfingen, Ur-Schweiz 30, 1966, 36–51, 10 Abb.; ders., Das «koptische Bronze-Service» von Barzheim, Schaffhauser Mappe 1967, 47, 1 Abb.

BASADINGEN TG

Basadingen/Pasnandingas. Bibliographie: M. Forster, Zwölfhundert Jahre Basadingen, Thurgauer Jahrbuch 37, 1962, 59ff.

BASEL BS

Aeschenvorstadt 16 (ehemals 14–16). Bei der Überwachung des Aushubes des Hinterhofes, dessen Fläche eigentlich als untersucht galt, konnten die Spuren von weiteren neun Gräbern festgehalten werden. Ausser einem Grab zogen sie alle unter die Fundamente der angrenzenden Gebäude. Es liessen sich deshalb meist nur noch wenige Reste und Spuren in situ beobachten.

Beschreibenswert ist lediglich ein Grab, das als letztes zum Vorschein kam und zur Hauptsache unter dem Maschinenraum der Druckerei Birkhäuser lag. Bemerkenswert deshalb, weil seine Längswände aus mit Lehm versetzten Steinen bestanden und mit Platten überdeckt waren. Ebenso bildete eine stehende Steinplatte zu Häupten der Bestatteten den Abschluss der Schmalseite. Einzige erhaltene Beigabe war eine Pfeilspitze. – HM Basel. – R. Moosbrugger, Basler Zeitschrift f. Geschichte u. Altertumskunde 71, 1971, 176.

Bistum Basel. Bibliographie: vgl. im Abschnitt «Römische Zeit».

Basel. Bibliographie: F. Maurer, Zur prähistorischen, römischen und fränkischen Zeit, in: Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Band 1, Nachdruck 1971 mit Nachträgen, 721–738.

BELLINZONA TI

Carasso: cfr. periodo Neolitico.

BEROMÜNSTER LU

Stiftskirche. Bibliographie: I. Müller, Die karolingische Reliquien-Anschrift von Beromünster, Der Geschichtsfreund (Luzern), 117, 1964, 48ff.; ders., Zum mittelalterlichen Reliquienschatze von Beromünster, a. a. O. 120, 1967, 5ff.; J. Siegwart, Die Gründungsgeschichte von Beromünster, a. a. O. 117, 1964, 133ff.; R. L. Suter, Ein Reliquienfund in Beromünster 1957, a. a. O. 120, 1967, 178ff.

BRITTNAU AG

Pfarrkirche St. Verena. Die Restaurierung der Kirche bot 1968 Gelegenheit zu archäologischen Untersuchungen. Der Grabungsleiter W. Stöckli konnte die erste Kirche nur noch im Grundriss nachweisen: ein nach Osten gerichteter trapezförmiger Saal von 9,50 m Länge und einer lichten Breite von 6 m im Westen und 5 m im Osten. Innerhalb dieser Grundfläche lag der gewachsene Boden unberührt, alle übrigen Mauern rechnen mit dem bereits bestehenden Kern der ersten Kirche. Spärliche Reste des Fundamentes haben sich gehalten, Sandsteinbrocken und Kieselsteine, etwa 30 cm lang, liegen ohne Mörtel, also «trocken» in einer 90 cm breiten Grube, die etwa 50 cm tief in den kiesigen Lehm gegraben wurde. Sie zeichnet genau den Verlauf der einstigen Kirchenmauer nach. Der Bau wird ins 10./11. Jh. datiert. – W. Stöckli, Die Grabungen in der Pfarrkirche Brittnau, Zofinger Neujahrsblatt 54, 1969, 73ff.

BUCH A. I. ZH

Reformierte Kirche. Anlässlich der im Zusammenhang mit der Innenrenovation durchgeführten Grabungen (Juli 1965) konnte man im Chor einen Sondierschnitt öffnen. Bei der zum Vorschein gekommenen Ostmauer dürfte es sich nach W. Drack um die Abschlussmauer eines rechteckigen Chores wohl der 1080 erwähnten Kirche handeln. Römische Streufunde weisen auf eine naheliegende Ruine einer Villa (vgl. unter «Römische Zeit»). – W. Drack, ZD 4, 1964/65, 26f.

BÜLACH ZH

Reformierte Kirche. Bibliographie: Walter Drack, Ein Adeligengrab des 7. Jh. in Bülach, Helvetia Archaeologica 1, 1970, 16–22, 7 Abb.

BÜRGLEN UR

St. Peter. Bibliographie: I. Müller, Die Entstehung der Pfarreien an den Ufern des Vierwaldstättersees, Der Geschichtsfreund (Luzern) 117, 1964, 5ff. (S. 6f.: Bürglen).

BUOCHS NW

Kirche St. Martin. Bibliographie: I. Müller, Die Entstehung der Pfarreien an den Ufern des Vierwaldstättersees, Der Geschichtsfreund (Luzern) 117, 1964, 5ff. (S. 41: Buochs).

CAVAGNAGO TI

Sopra l'alpe di Foppascia, CN 266, appr. 712 250/143 000. Durante dei lavori nella zona dei ripari contro le valanghe sopra l'alpe Foppascia l'ing. forestale P. Klöti rinvenne, il 16 settembre 1965, una punta di lancia in ferro a circa un metro di profondità. L'oggetto è stato puntualmente consegnato all'archivio cantonale dove il dr. F. Bonetti l'ha conservato prima di trasmetterlo, con tutte le indicazioni, al Servizio Monumenti. L'oggetto non presenta particolarità e le misure sono lung. totale 24 cm largh. della foglia 4 cm (fig. 113).

Approfittando della presenza a Bellinzona del dr. W. Meyer gli abbiamo sottoposto l'oggetto; egli lo attribuisce tipologicamente all'alto Medio Evo proponendo come data il VI sec. L'interesse del ritrovamento, privo di un contesto, è da ricercare più nella posizione topografica del ritrovamento che nell'oggetto stesso. Infatti la punta di lancia è stata rinvenuta a un'altitudine di ca. 2120 m in prossimità di due passi (Pso. Laghetti e Pso. Piancabella) che permettono il passaggio dalla val Leventina alla Val di Blenio. – Bollettino Storico della Svizzera Italiana 81, 1969, 67. *Pierangelo Donati*

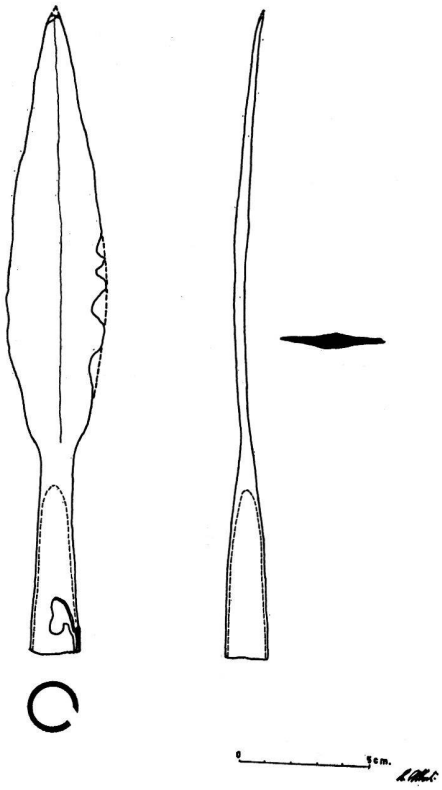


Fig. 113. Cavagnago TI, Sopra l'alpe di Foppascia. Punta di Lancia. – Lung. 24 cm.

CHANDON FR

Vuatty, Fin d'Oleyres, CN 1185, 569 480/188 300. Les trois tombes dans les ruines d'une villa romaine, à la frontière cantonale entre Oleyres et Vuatty, ont dû faire partie d'un cimetière du 7e siècle, car l'un des squelettes portait comme ornement une plaque de ceinture en fer damasquiné. – MAH Fribourg.

Hanni Schwab

CHUR GR

Bistum Chur. Bibliographie: vgl. im Abschnitt «Römische Zeit».

Kathedrale. Bibliographie: Chr. Simonett, Eine kleine Entdeckung zur Kathedrale in Chur, Unsere Kunstdenkmäler 23, 1972, 123ff. (mit Flechtband verzierte Marmorplatte des späten 8. Jh.).

DIESSENHOFEN TG

Stadtkirche. Durch die Restaurierung der Stadtkirche bedingt, wurde 1968 eine Ausgrabung durchgeführt. Dem Bericht des Grabungsleiters «Zur Baugeschichte der Stadtkirche Diessenhofen» sind die folgenden Ausführungen entnommen.

Die spätere Stadtkirche St. Dionys, Blasius und Pankratius zu Diessenhofen gehört zu den im Zusammenhang mit dem Kloster St. Gallen urkundlich früh erwähnten Kirchen: am 24. März 757 schenkte der Priester Lazarus den Weiler «Deozincova» und seine Kirche ans Galluskloster. Man wird annehmen dürfen, dass der Priester Lazarus ein Nachfahre, jedenfalls ein Erbe des Kirchenstifters war. Nach ihrem Hauptpatron, dem heiligen Dionys, kann die Kirche schon im 7. Jh. entstanden sein. Dionysius weist nach St. Denis, wo König Dagobert zwischen 626 und 630 über dem Grabe des heiligen Bischofs von Paris ein Kloster eingerichtet hatte. Von hier breitete sich die Verehrung des Heiligen schon im 7./8. Jh. aus.

Bis auf wenige Reste waren zu Beginn des Jahrhunderts Mauern und Böden der ersten Kirche herausgeschlagen worden, als man unter dem Westende des nördlichen Seitenschiffes eine Heizkammer einbaute.

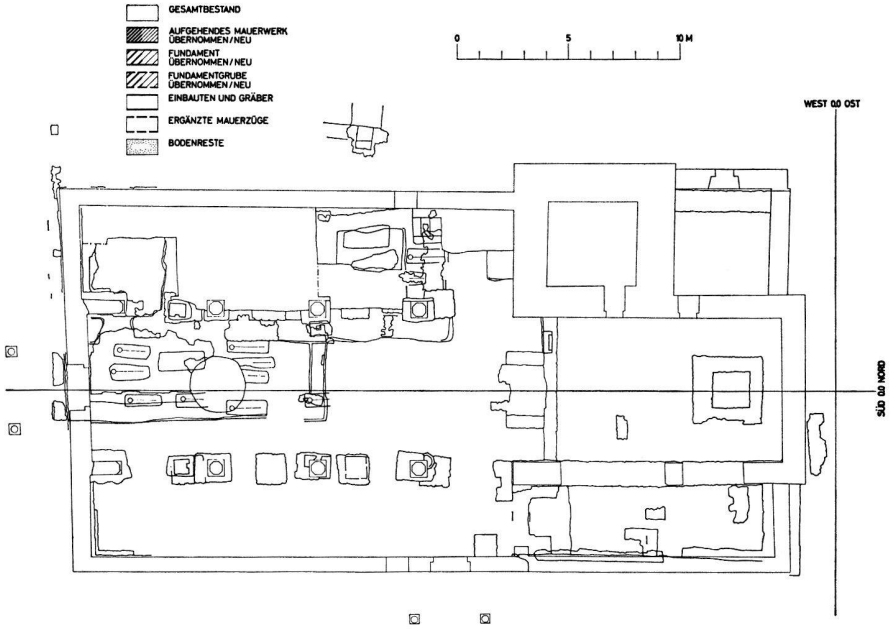


Abb. 114. Diessenhofen TG, Stadtkirche. Gesamtplan, vereinfacht. Die eingezeichneten Legenden gelten auch für Abb. 115–116.

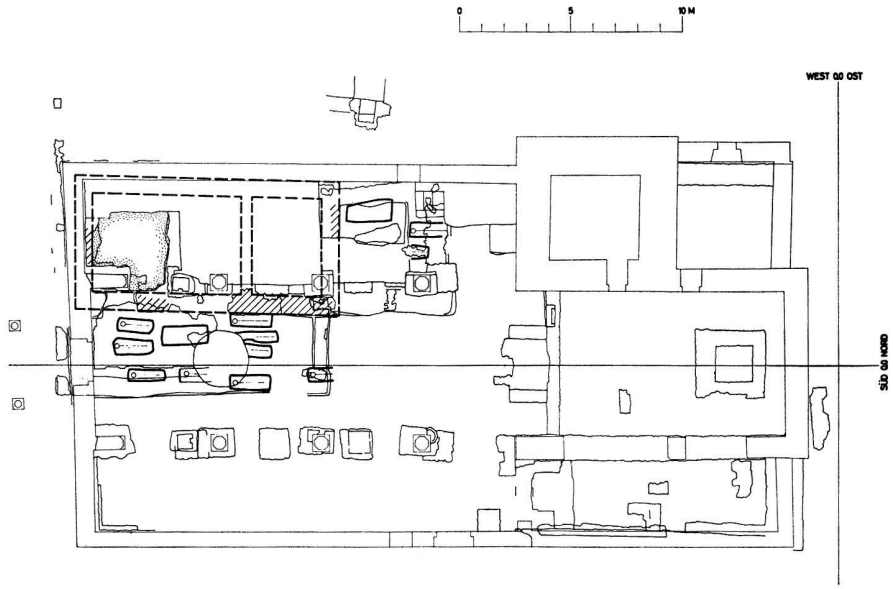


Abb. 115. Diessenhofen TG, Stadtkirche. Kirche I des 7./8. Jh. mit zugehörigen Gräbern.

Dennoch gelang es, die beiden Vorgängerbauten der grossen romanischen Basilika zu fassen, deren Substanz im heutigen Bau erhalten ist (Abb. 114).

Die erste Kirche von Diessenhofen – Fundamentstücke, Bodenreste und Gräber lagen unmittelbar im gewachsenen Boden – war ein Saal von ca. 10,20 m lichter Länge und ca. 4,30 m lichter Breite (Abb. 115). Sein Grundriss stellt ein einfaches Rechteck dar, dessen östliches Drittel durch eine Spannmauer als Chor ausgeschieden ist, ob mit einem Triumphbogen, einer Schranke oder nur mittels einer Stufe, ist ungewiss. Die Gusskante eines Bodenrestes im Kirchenschiff lässt auf die Lage der Westmauer schliessen. Das Steinbett des in der Westhälfte des Laienhauses nachgewiesenen Mörtelbodens ist in parallelen Längsbahnen gelegt worden. Erhalten haben sich von der ersten Kirche nur einige Fundamentteile der Südmauer, ein paar Steine, die zur Spannmauer zwischen Chor und Schiff gehörten, ein

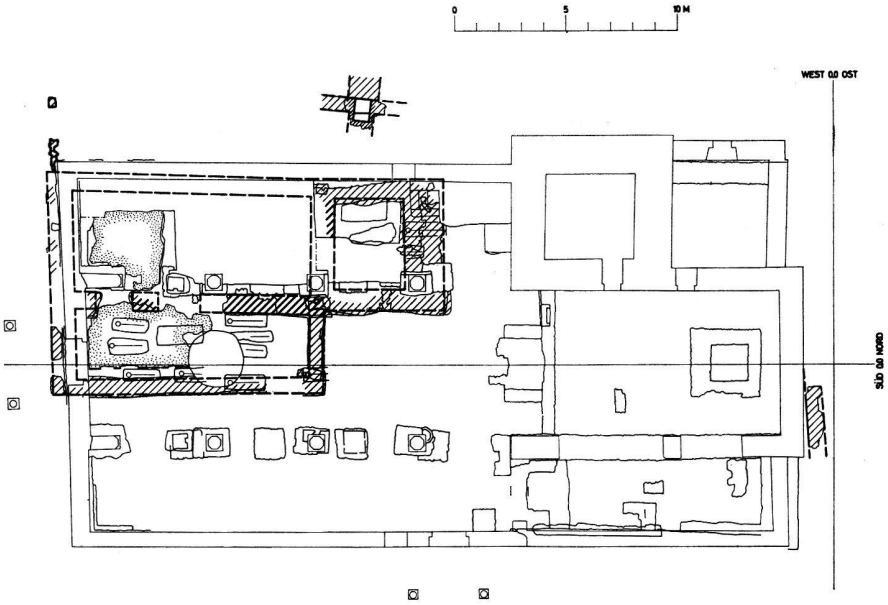


Abb. 116. Diessenhofen TG, Stadtkirche. Kirche II mit Annex und vermutlichen Friedhofmauern.

Teil der Mauergrube der Westmauer (Ostkante innen vor der Westmauer gefasst) und ein ca. 8 m² grosser Bodenrest: Steinbett aus faustgrossen Kieseln, darauf ca. 5 cm starker Mörtelguss mit ziegelmehlgeröteter Oberfläche. Ungefähr an der Stelle der Spannmauer zwischen Chor und Langhaus der zweiten Kirche muss der Ostabschluss der ersten Anlage gelegen haben. Dies ist einerseits durch die Lage der Fundamentreste der Südmauer, anderseits durch eine Grabgrube ausserhalb der Kirchenostmauer belegt. Um die erste Kirche herum waren geostete Gräber angeordnet: sämtliche Toten lagen in einfachen Erdmulden; ihre Arme waren seitlich des Körpers ausgestreckt. Der Friedhof ist in den von uns aufgedeckten Teilen nur spärlich belegt; die Gräber waren mit reiner Aushuberde eingedeckt. Ein noch älterer Bau war an dieser Stelle nie vorhanden; für Typus, Grundrissteilung und absolute Masse sind frühmittelalterliche Parallelen gegeben, und nichts spricht in Diessenhofen gegen die örtliche Konstanz des Kirchenstandortes. In den ältesten Bauresten unter der Kirche von Diessenhofen kann jene der im 7. oder in der ersten Hälfte des 8. Jhs. entstandenen und 757 erwähnten Eigenkirche des Priesters Lazarus gesehen werden.

Der zweite Bau brachte eine Vergrösserung der ersten Kirche (Abb. 116). Das Schiff umfasst nun ungefähr das Areal der ersten Kirche. Die neue Westmauer liegt ungefähr 1 m westlich der bisherigen. Auf dem Friedhof der ersten Kirche wurde ein neuer Rechteckchor von ungefähr 4 m lichter Breite und ca. 3 m lichter Tiefe ans Ostende des ersten Kirchleins gebaut. Der neue Chor war um etwa 3 Stufen über das Schiff erhöht. Gleichzeitig mit diesem Umbau oder etwas später entstand im Süden des neuen Kirchenschiffes ein langgestreckter Annex, der durch zwei Arkaden vom Hauptschiff her zugänglich war. Sein Altarraum lag mindestens zwei Stufen höher als das Schiff. Die lichten Masse des Südannexes: 2,70 m bis 3 m lichte Breite und ca. 10,40 m lichte Länge. Unmittelbar auf den Boden der ersten Kirche goss man über einer etwas gröberen Rollierung einen neuen Boden. Er zieht sich unter den etwa 1,80 m weiten Arkaden hindurch in den südlichen Anbau. Hier läuft er vor der Aussenmauer gegen die Ausbruchgrube einer wahrscheinlich gemauerten Bank, von der sich aber keine Reste des aufgehenden Mauerwerks nachweisen liessen. Ob dem Süd-Anbau ein ähnlicher im Norden entsprach, bleibt ungewiss. Zwar sind in der Verlängerung der westlichen Giebelmauer einige Mauerreste nachgewiesen, und ein Friedhofmäuerchen in der Fortsetzung der möglichen Annex-Nordmauer mit Durchlass und Treppenanlage gegen das Rheinufer ist ausserhalb der Nordost-Ecke des möglichen Pendants aufgefunden worden, aber das Terrain war im Norden der heutigen Kirche durch spätere Bestattungen und den Einbau eines Öltanks für die Kirchenheizung so stark durchwühlt worden, dass die Sondierungen keine genaueren Aussagen erlauben. Zur Umfassungsmauer des Friedhofes dürfte auch jener im Charakter vergleichbare Mauerrest gehören, der östlich des heutigen Chores aufgedeckt wurde. Auffällig ist die

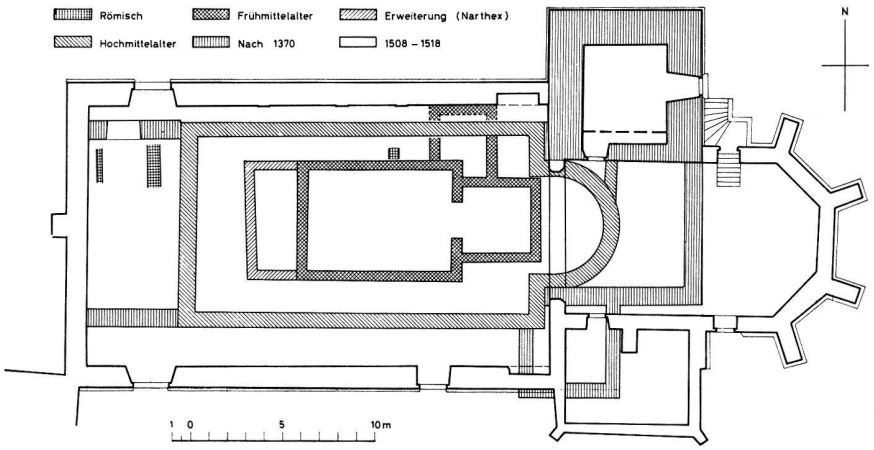


Abb. 117. Elgg ZH, Reformierte Kirche. Bauetappenplan. – 1:400.

starke Fundierung der Altarhaus-Ostmauer. Es ist denkbar, dass in ihrer Mauerdicke eine halbrunde Nische bestand, wie sie bei den Atriumskapellen von Schaffhausen I und in den Ostmauern der Seitenschiffe der frühromanischen Basilika von Glarus nachgewiesen sind. Wegen der ungleichmässigen Stärke der Aussenmauern weniger wahrscheinlich – aber immerhin nicht auszuschliessen – ist die Rekonstruktion eines Chorturmes. Typus und bautechnische Einzelheiten verweisen den zweiten Kirchenbau von Diessenhofen am ehesten ins ausgehende erste Jahrtausend.

Die heutigen Langhausmauern, das Chorrechteck und die unteren Geschosse des Turmes gehören einem romanischen Bau an, dessen Erweiterungen und Umbauten bis zum 19./20. Jh. durch eine eingehende Bauuntersuchung 1968/69 erschlossen werden konnten. – H. R. Sennhauser, Zur Baugeschichte der Stadtkirche Diessenhofen, Unsere Kunstdenkmäler 30, 1969, 193ff.; Thurgauer Volkszeitung 27. März 1969; H. R. Sennhauser, Zur Baugeschichte, in: Stadtkirche Diessenhofen. Zur Erinnerung an die Restaurierung 1968–72, Evang. Kirchgemeinde Diessenhofen 1972.

DISENTIS GR

Kloster. Bibliographie: Iso Müller, Geschichte der Abtei Disentis, Verlag Benziger 1971 (S. 9–15: Von der Zelle zum Kloster ca. 700–765; S. 15–20: Das karolingische Kulturkloster 765–940).

ELGG ZH

Reformierte Kirche. Die Kirche von Elgg steht im Bereich einer Ruine eines grösseren römischen Bauwerkes, möglicherweise des Herrenhauses oder zumindest eines wichtigen Nebengebäudes zu einem Gutshof, von dem seit der Mitte des 19. Jh. mehrere Fundstellen gemeldet wurden (vgl. JbSGU 54, 1968/69, 138). Sie beschränken sich zur Hauptsache auf das Kirchenareal und östlich sowie nördlich davon. Im Jahre 1934 wurden im Ettenbühl, rund ein Kilometer nördlich des Städtchens gelegen, ein alamannischer Friedhof mit 142 Gräbern vom Schweizerischen Landesmuseum untersucht. Ihre Funde gehören zur Hauptsache ins 7. Jh., die letzten aber reichen nicht über das erste Viertel des 8. Jh. hinaus. Die Auflassung dieser Begräbnisstätte dürfte mit der Christianisierung der Alamannen in der Elgger Gegend zusammenhängen. Denn laut einer St. Galler Urkunde übergab nach der Zerschlagung des alamannischen Heeres durch Karlmann bei Cannstatt im Jahr 746 und nach Ersetzung des exilierten Abtes Othmar durch Johannes, Abt des Klosters Reichenau und zugleich Vorsteher in St. Gallen, am 20. August 760 ein Aimo, wohl ein Franke, seinen in Elgg (Ailaghoga) gelegenen Besitz dem Kloster St. Gallen; und ein Jahr darauf erfolgte eine weitere Schenkung von seiten einer Deota, möglicherweise Frau, Schwester oder Tochter Aimos. Am Schluss der Deota-Schenkungsurkunde erscheint auch ein Priester Erimbert, der nicht St. Galler Konventuale war und nach H. Kläui der erste Priester von Elgg gewesen sein dürfte. Wenn dem so wäre, hätte 761 in Elgg die erste Kirche bestanden. Doch wird eine solche namentlich erst in einer Urkunde genannt, die leider jeder Datierung entbehrt und die sich nur sehr ungefähr in die zweite Hälfte des 9. Jh. ansetzen lässt.

Die Restaurierung der Kirche gab 1962 Anlass zu einer archäologischen Untersuchung. Ausser römischer Mauernzüge (vgl. Plan: Abb. 117) und Keramikfunde kamen ältere Kirchenfundamente zum Vorschein (2

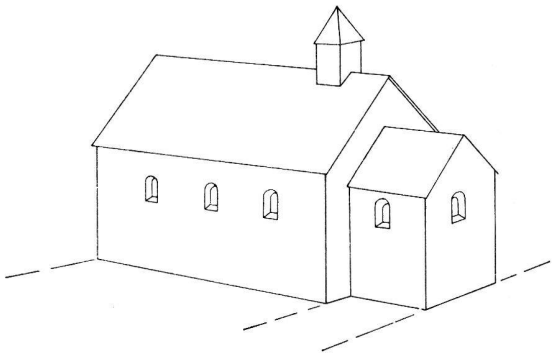


Abb. 118. Elgg ZH. Reformierte Kirche. Rekonstruktionszeichnung der frühmittelalterlichen Kirche.

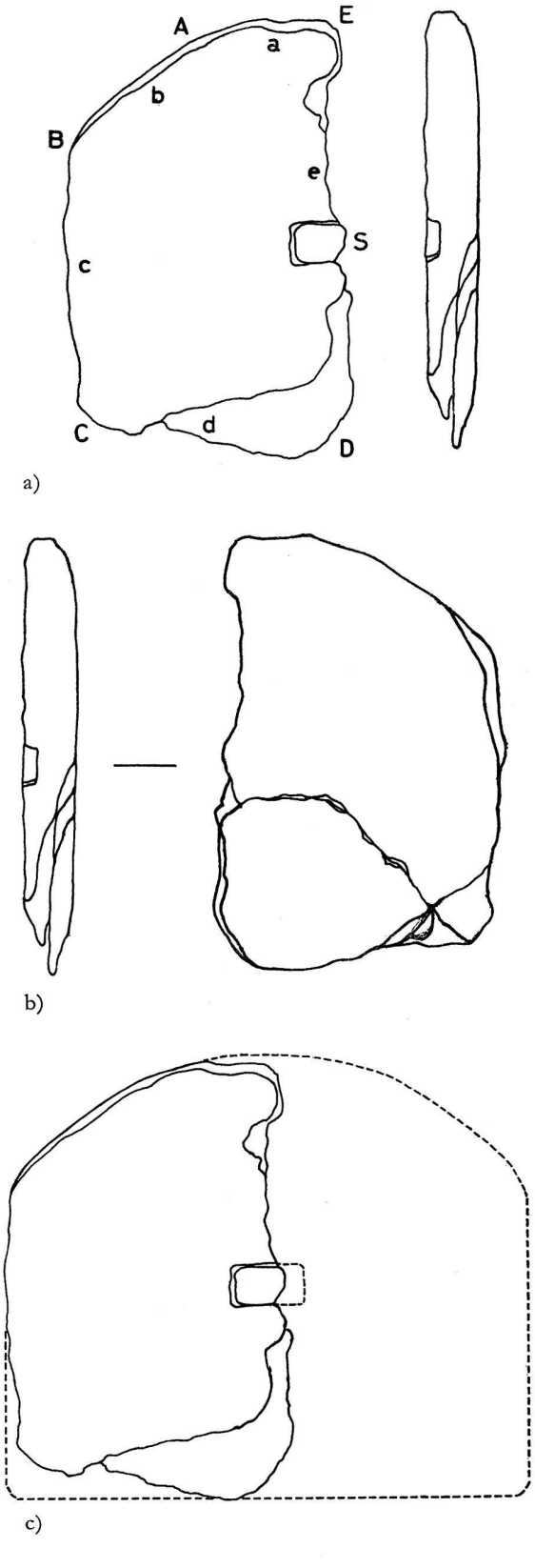


Abb. 119. Elgg ZH, Reformierte Kirche. Fragment der frühmittelalterlichen Altarplatte: a) Draufsicht und Seitenansicht, b) Rückseite, c) Rekonstruktionsversuch. – 1 : 20.

frühmittelalterliche Bauetappen, hochmittelalterlich-romanische (um 1000), hochgotische (Ende 14. Jh.) sowie spätgotische Kirche, 1508–1518). Auf Grund der eingangs erwähnten Nennung einer frühmittelalterlichen Kirche, die in Elgg im 9. Jh. existierte, erwartete man in erster Linie den Grundriss derselben. Und dieser stellte sich in der Folge auch einwandfrei ein. Es konnten die 50 cm breiten Mauerzüge der ersten Kirchenanlage von Elgg erfasst werden. Vom einstigen Mauerwerk ist überall eine Fundamentpartie von mindestens 40 cm Höhe erhalten. Diese untersten, noch erhaltenen Mauerteile bestehen grossenteils aus gut zugehauenen Tuffsteinen, aber auch aus grobschlächtig zugerichteten Sandsteinen sowie aus Kieseln. Diese sind aber im Bereich der untersuchten Mauerteile in der Minderzahl. Das auffallendste Merkmal der Mauertechnik der frühmittelalterlichen Kirche von Elgg ist im Gegenteil der zugehauene Tuffstein. Der Grundriss (Abb. 117, 118) ist gut erhalten geblieben: vor allem die Fundamente aller Mauern des Schiffes sowie die Süd- und Nordmauer und ein kleiner Rest der Ostmauer des quadratischen Chores; dagegen konnten von der einstigen nördlich angebauten Sakristei nur Teile der Ost- und Westmauer gefasst werden. Zwischen Schiff und Chor kamen Fundamente für die Vorlagen eines Chorbogens zum Vorschein. Die Masse betragen: Schiff: 9,0 m lang, 6,5 m breit (Aussenmasse). – Chor: 3,6 m lang, 3,5 m breit (Innenmasse). – Sakristei: Masse unbekannt.

Auf Grund der Quellen darf mit guten Gründen geschlossen werden, dass diese erste Kirche in Elgg kurz nach und wohl auch auf Grund der grossen Schenkung Aimos vom Jahre 760 erbaut worden sein dürfte. Diese früheste Kirche wurde nach einigen Jahrzehnten vergrössert. In anderer Technik, mit einem Mauerwerk aus lauter Kieseln, wiederum gut gemörtelt, verlängerte man das kleine Gotteshaus um 3 m westwärts.

Abb. 120. Freienbach SZ, Insel Lützelau. Plan der Grabungen im Bereich der frühmittelalterlichen Klosterkirche nach J. Kessler/ F. Elmer. – 1:100.

In der Osthälfte des Chores muss sich der Altar befunden haben. Walter Drack nimmt an, von diesem Altar einen Teil entweder der Altarplatte selber oder dann zumindest eine Unterlageplatte für diese gefunden zu haben. Er entdeckte im nordöstlichen Viertel des einstigen Chörleins ein 125×80×15 cm grosses Fragment einer aus einem erratischen Ilanzer Verrucanoblock etwas roh zugehauenen Platte, deren eine Seite halbrund gehalten war und die im Zentrum ein sogenanntes Sepulcrum, eine kleine rechteckige Vertiefung für die Aufnahme von Reliquien, aufwies.

Die rekonstruierte Form der Platte (Abb. 119) führt in nächste Nähe der sigmaförmigen Tischplatten frühmittelalterlicher Altäre, wie sie am schönsten diesseits der Alpen in der Altarmensa von Mettlach (Saargebiet) erhalten geblieben ist. Diese Altarart geht nach J. Strygowski auf den römischen Speisetisch zurück, wie er im Abendmahl, in einem der berühmten Mosaiken in San Vitale zu Ravenna, dargestellt ist. – W. Drack, ZD 4, 1964/65, 41ff.; Unsere Kunstdenkmäler 16, 1965, 19ff.

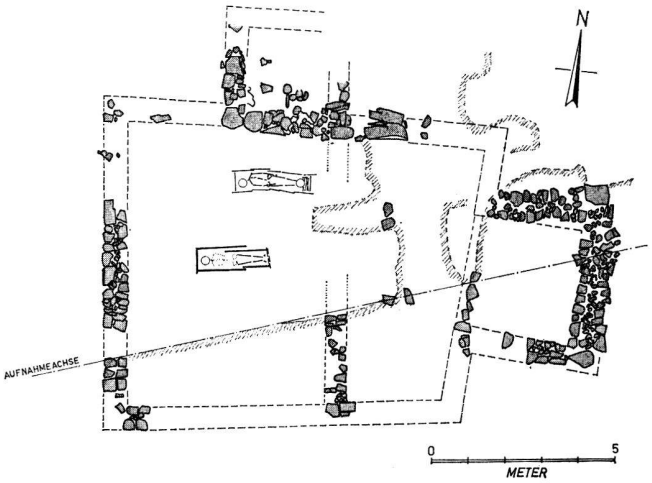


Abb. 121. Freienbach SZ, Insel Lützelau. Rekonstruierter Kirchengrundriss nach J. Kessler. – 1:200.

ESCHENBACH SG

Chastli-Bürg. Bibliographie: Jakob Grüninger, Chastli-Bürg, Provincialia, Festschrift R. Laur 1968, 354ff. (frühmittelalterliche Gräber ohne Beigaben).

FREIENBACH SZ

Insel Lützelau. Die Lützelau bildet in unmittelbarer Nachbarschaft der Ufenau eine flache Insel von ca. 300 m Länge und 140 m Breite. Die Ost- und Südhälfte erhebt sich kaum einen Meter über den normalen Wasserspiegel des Zürichsees. Im Nordwesten steigt das Inselterrain um einige Meter auf ein Plateau im Ausmass von rund 30×40 m, rund 7–8 m über den Wasserspiegel. Auf diesem Plateau liegen die Ruinen eines frühmittelalterlichen Frauenklosters, das erstmals im 8. Jh. in St. Galler Urkunden erwähnt wird. Im Jahre 741 überträgt Beata, die Gemahlin des Landolts, Güter an das Marienkloster auf der Insel Lützelau. 744 verkauft Beata die Besitzung an Abt Otmar von St. Gallen. Das Kloster dürfte bald wieder eingegangen sein. Später ist die Insel im Besitz der Grafen von Rapperswil, dann der Stadt Rapperswil.

Im Jahre 1964 (Mai/Juni) führte ein Bauvorhaben zwangsläufig zu einer kleinen Sondiergrabung, die unter der Leitung von J. Kessler stand. An Gebäuden konnten mit Sicherheit nur der Grundriss einer Saalkirche mit Rechteckchor freigelegt werden (Abb. 120, 121). Der Bau bestand aus einem gedrungenen, unregelmässigen Schiff, durch Schranke unterteilt, und einem ungefähr quadratischen Chor. Gesamtlänge im Innern ca. 12,5 m. Von der Klosteranlage (?) selbst wurden lediglich auf der Nordseite zwei rechtwinklig abgehende Mauerzüge festgestellt. Im Innern des Kirchenschiffs wurden zwei geostete Kistengräber mit Skeletten gefunden. Die nachgewiesene Kirche dürfte in die 1. Hälfte des 8. Jh. zu datieren sein.

Im Bereich der Sondierungen stellte man zudem römische Einzelfunde sowie eine bronzezeitliche Kulturschicht mit Keramik fest (vgl. Abschnitte «Bronzezeit» und «Römische Zeit»). – J. Kessler, Archäologische Sondierungsgrabungen auf der Lützelau, Mitteilungen Hist. Verein Kanton Schwyz 59, 1966, 151–158, 4 Pläne, 15 Abb.; H. R. Sennhauser, in: Vorromanische Kirchenbauten, München 1968, 186f.; A. Tanner, Beiträge zur Frühgeschichte der Klöster Benken und Lützelau im oberen Zürichseegebiet, Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte, 1969, 1ff.

Insel Ufenau, Kirche St. Peter und Paul. Auf der Ufenau stehen heute noch zwei Gotteshäuser, im Osten die ehemalige Pfarrkirche St. Peter und Paul, im Westen die St. Martins-Kapelle (Taf. 52). Die Ausgrabungen von 1961 haben erwiesen, dass an der Stelle von St. Martin die erste Pfarrkirche stand, von der P. Kläui dartut, dass sie den Mittelpunkt einer Urpfarrei bildete. Nach der Legende im alten Jahrzeitbuch der Ufenau kam um die Mitte des 10. Jh. die schwäbische Herzogin Reginlinde auf die Insel, baute sich hier eine Privatkapelle, offenbar an der Stelle der alten Pfarrkirche St. Martin, und errichtete bei St. Peter eine neue Pfarrkirche. Nach ihrem Tod (958) ist ihr Sohn Adalrich Leutpriester auf der Insel, wohnt dabei in einer Klause und wird in St. Peter begraben. 1141 wird die Pfarrkirche St. Peter und Paul nach Erneuerung eingeweiht. Eine wesent-

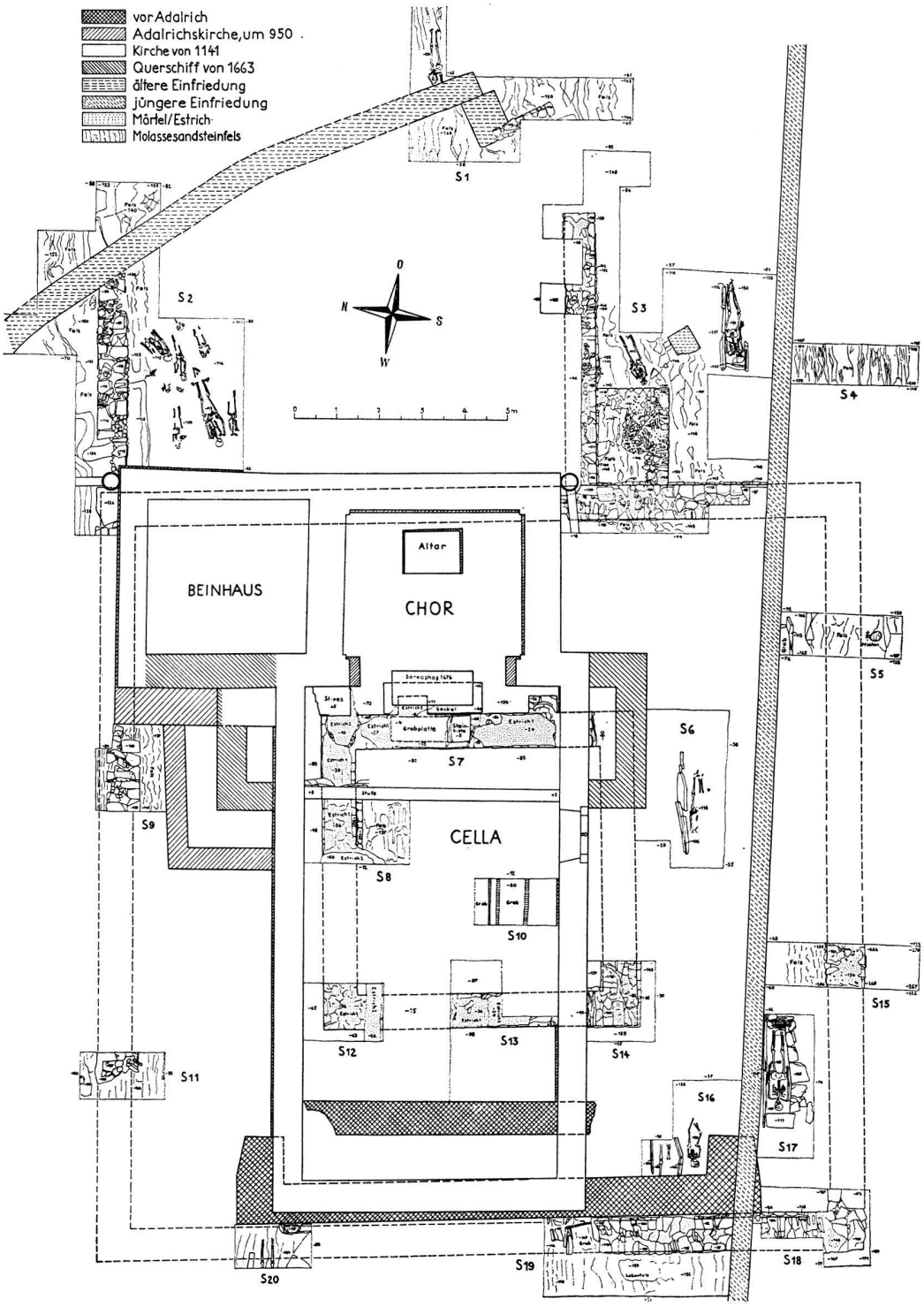


Abb. 122. Freienbach SZ, Insel Ufenau: St. Peter und Paul. Grabungen im Bereich der Kirche. – 1:150.

liche Veränderung hat dieser Bau 1676 durch die Anbringung eines Querschiffes erfahren.

Anlässlich der Restaurierungsarbeiten von 1958/1959 wurden unter der Leitung von B. Frei gleichzeitig archäologische Untersuchungen vorgenommen (Abb. 122). Der baugeschichtliche Befund entspricht weitgehend den überlieferten Fakten. Die Fundamente der jetzigen St. Peterskirche (das Pauluspatrozinium ist später dazugekommen) stehen auf einer älteren Kirche, von der L. Birchler annimmt, dass sie im 9. Jh., vermutlich vom Inselheiligen St. Adalrich (gest. 973) vollendet worden sei. Von diesem Bau wurde an den jetzigen das Portalgewände übernommen, über das man 1141 einen Entlastungsbogen setzte. Unter den beiden Kirchen (beides Saalkirchen mit Rechteckchor), deren Grundrisse sich fast völlig decken, sind die Fundamente eines gallorömischen Tempels festgestellt worden (vgl. im Abschnitt «Römische Zeit»).

Gestützt auf die Ausgrabungsergebnisse 1958 haben Linus Birchler und Paul Kläui die historischen Probleme zur frühmittelalterlichen Geschichte der Insel erörtert. Aus der Stellungnahme von P. Kläui zitieren wir folgende Überlegungen: Im 8. Jh. war die Ufenau Bestandteil der Grundherrschaft des Landolt und seiner Gattin Beata; sie erstreckte sich aus dem Gebiet von Winterthur über das Zürcher Oberland bis nach Uznach und wohl auch aufs linke Seeufer hinüber. Beata stiftete im Jahr 741 auf der Lützelau ein Klösterchen und verkaufte es drei Jahre später ans aufblühende Kloster St. Gallen. In diesem Zeitpunkt aber gehörte ihr jedenfalls die Ufenau mit ihren Zugehörden in Pfäffikon, Uerikon und der Kirche Meilen nicht mehr, denn unter ihren und ihres Sohnes Lantbert Vergabungen an St. Gallen seit 744 kommen keine Güter aus diesem Raum vor. Wahrscheinlich hatten Landolt und Beata diese Besitzungen schon vorher an das Kloster Säckingen am Rhein übertragen, das sie bis zum Jahre 965 besass. In diesem Jahre brachte sie Kaiser Otto I. tauschweise an sich, um sie an das Kloster Einsiedeln zu übertragen, in dessen Besitz die Ufenau bis heute geblieben ist. Das Kloster Säckingen hatte aber noch anderes Gut in unserem Land, nämlich Glarus. Urkundlich ist indes nichts von der Übertragung des Landes Glarus an das Rheinkloster überliefert, dagegen schreibt die Legende die Schenkung zwei mächtigen Herren, Urso und Landolf, zu. Es liegt nun sehr nahe, in Landolf den Grossgrundbesitzer Landolt zu sehen, der auch die Ufenau an Säckingen gab. Die ganze Aktion wäre dann im Rahmen der fränkischen Politik zu sehen, die Säckingen zu einem Stützpunkt in Alemannien machte und ihm wichtige Stellungen am Wege zu den Bündner Pässen einräumte.

Es spricht nun vieles dafür, dass die Ufenau damals auch schon ein kirchlicher Mittelpunkt war. Zwar werden die beiden Kirchen des heiligen Petrus und des heiligen Martin erst um das Jahr 970 erwähnt. Aber der Umfang der Pfarrei, einerseits Pfäffikon und Freienbach, anderseits Hombrechtikon einschliessend, lässt sie als eine der grossen Urpfarreien erscheinen. Das Martinspatrozinium möchte man in eine Reihe stellen mit jenen in Illnau, Meilen und Busskirch und die Anfänge der Kirche mindestens ins frühe 8. Jh. verlegen wie in Illnau, einem andern Mittelpunkt der Landolt-Beata-Sippe, wo wir einen urkundlichen Beleg für diese Zeit besitzen. Einen weiteren Grund für die Annahme einer sehr frühen Kirche bildet der Name des zugehörigen Pfäffikon, der nichts anderes bedeutet als Pfaffenhof, also Ausstattungsgut zum Unterhalt des Priesters. Die Entstehung dieser Namensform gehört bestimmt in die Zeit der andern Inchova-Orte. Für das zürcherische Pfäffikon ist nachgewiesen, dass es sich um den Pfaffenhof einer etwas vor Mitte des 7. Jh. entstandenen Kirche handelt.

Insel Ufenau, Kirche St. Martin (Reginlindenkapelle). Die gewichtigen Resultate der archäologischen Untersuchung im Bereich der St. Peters und Pauls-Kirche gaben Anlass, die Forschungen 1961 auch auf die Martinskirche sowie andere Stellen der Insel auszudehnen (Abb. 123). Auch diese Grabungen standen unter der Leitung von B. Frei.

Die heutige Martinskirche (Bau IV) wurde in der ersten Hälfte des 12 Jh. (1107 oder 1141) geweiht. Wie die Peterskirche steht sie auf den Fundamenten eines Vorgängerbaus (St. Martin III, Zeit der Herzogin Reginlinde, 2–3. Viertel des 10. Jh.), mit dem sie in bezug auf Form und Ausdehnung identisch ist.

Die Vorgängerin der kleinen Martinskapelle (III und IV) war bedeutend grösser und etwas gegen Norden hin verschoben. Dieses recht ansehnliche Bauwerk, eine Saalkirche von 17,60 m innerer Gesamtlänge mit eingezogenem, tiefen rechteckigen Chor konnte nur in seiner nördlichen Hälfte in den Fundamenten festgestellt werden, da der südliche Teil von der jetzigen Kapelle überbaut ist. Wegen des gegen Norden steil abfallenden Hanges sind die Fundamentmauern dieser ältesten Kirche (St. Martin I) dick dimensioniert, 1,20 m. Die der zugefügten Vorhalle haben einen Durchmesser von 0,70 m, woraus sich schliessen lässt, dass die Vorhalle bedeutend niedriger als das Kirchenschiff war. Das Gotteshaus, das H. R. Sennhauser auf Grund des Grundrisstypus ins 7. Jh. datiert, war bedeutend grösser als die jetzige Pfarrkirche von 1141 (und ihr im Grundriss gleichlautender Vorgänger, der Adalrichsbau), die in der Länge nur 17 m misst, und die jetzige Martinskapelle (15,8 m lang).

An der Nordseite der ältesten Martinskirche fügte man nachträglich einen Annex, 17 m lang und im In-

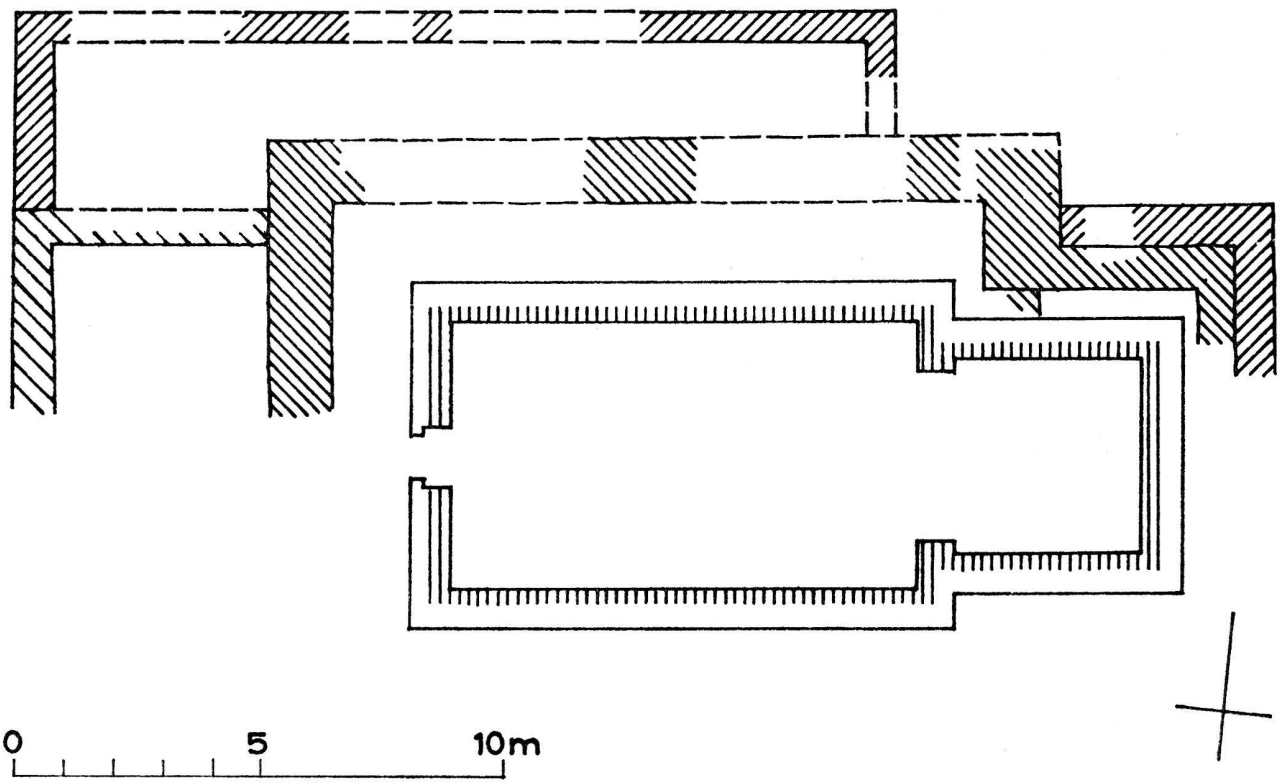


Abb. 123. Freienbach SZ, Ufenau: St. Martin. Grabungsplan mit den Bauperioden St. Martin I–IV. – 1:150.

nern 2 m breit. Nachträglich hat man das Chor etwas verbreitert und verlängert, so dass man hiebei von St. Martin II reden darf. Diese zweite Anlage war voraussichtlich noch immer Pfarrkirche, während der noch stehende kleinere heutige dritte Bau (St. Martin III) nur noch als Kapelle bezeichnet wird; die östlich davon stehende Peterskirche war inzwischen zur Pfarrkirche vorgerückt.

Das westlich von St. Martin leicht abfallende Gelände erwies sich als ein weites Gräberfeld. Die Toten waren langschädelig; Grabbeigaben fanden sich nicht. Am Steilhang südlich der Kapelle hat Benedikt Frei bei einer Sondierung ein Stück einer dicken Mauer freigelegt, die voraussichtlich zu einem Profanbau gehört, vielleicht dem legendären Wohnhaus der Herzogin Reginlinde, der Mutter des hl. Adalrich. In der genannten Zone ist man schon in der Mitte des letzten Jahrhunderts auf Mauerzüge gestossen. – L. Birchler, Neue Zürcher Zeitung 9. 11. 1958; L. Birchler, Jahresbericht Ritterhaus-Vereinigung Uerikon-Stäfa 1958, 7ff.; L. Birchler, Jahrbuch des Verbandes zum Schutze des Landschaftsbildes am Zürichsee, 1958/59, 59ff.; Neue Zürcher Zeitung 16. 10. 1961; P. Kläui, Neue Zürcher Zeitung 13. 12. 1958; B. Frei, Der gallorömische Tempel auf der Ufenau im Zürichsee, Provincialia, Festschrift R. Laur 1968, 299ff.; R. Henggeler/P. Ziegler in: U. Gut/P. Ziegler, Ufenau – die Klosterinsel im Zürichsee, 1971, S. 33ff.; Vorromanische Kirchenbauten, 1968, 353ff.

Pfäffikon. Bibliographie: A. Hug, Die Wirtschaftsstruktur der Höfe Pfäffikon und Wollerau seit Begründung der Grundherrschaft des Klosters Einsiedeln (965) bis zum Beginn des 17. Jh., Mitt. Hist. Verein Kanton Schwyz 62, 1969, 3ff. (S. 13f.: Frühgeschichte).

GÄCHLINGEN SH

Westlicher Dorfrand. Frühalamannische Funde des 4. Jh. vgl. im Abschnitt «Römische Zeit».

GELTERKINDEN BL

Eifeld, Sissacherstrasse 17, LK 1068, 257 250/630 770. In einer Baugrube südwestlich des Bahnhofs kamen 1969 ausser unzähligen römischen Keramikfragmenten (siehe im Abschnitt «Römische Zeit») neun frühmittelalterliche Gräber zum Vorschein. Vier davon waren beigabenlos, während die anderen fünf mit verschiedenen Beigaben, d. h. Tracht-Teilen versehen

waren. Zwei der Gräber lagen unmittelbar am südlichen Rande des (römischen?) Kanals; drei neben- und zum Teil übereinander im Bereich des Kanales selbst, wobei eines in die Kanalsohle eingetieft war. Drei weitere Bestattungen, teilweise ge- oder zerstört vom Bau der neuzeitlichen Aggde und vom Trax, lagen dicht nebeneinander in 10 m nördlicher Entfernung vom Kanal, und eines schliesslich etwa 3 m südlich des Kanales; alle Gräber waren geostet. Bei den Skeletten handelt es sich wahrscheinlich um je drei erwachsene Männer und Frauen, zwei sind unbestimmt und eines präadult.

Ausser dem in Abb. 124–125 aufgeführten Inventar von Grab 9 liegen ein eisernes Messer und zwei Pfeilspitzen aus einem Männergrab vor; die drei Frauengräber ergaben zwei Schnallen und zwei Messer aus Eisen, insgesamt etwa 20 Perlen aus Bernstein und gelbem, grünem und blauem Glas sowie einen Finger- und einen Ohrring aus Bronze. Ein Grab zeigte Reste einer Steinumrandung, eines Holzspuren und ein weiteres Ziegelschrot-Rötel. Die Röntgenaufnahmen der Eisenobjekte liegen vor, weshalb denn der wichtigste und schönste Teil des Inventars von Grab 9 in Form der Umzeichnung des Röntgenbildes wiedergegeben sei. Die Gräber werden insbesondere auf Grund der tauschierten Gürtelgarnitur aus Grab 9 in die zweite Hälfte des 7. Jh. datiert. – KMBL Liestal. – J. Ewald, Erste Ergebnisse einer Notgrabung in Gelterkinden im Frühsommer 1969, Jurablätter 31, 1969, 159ff.

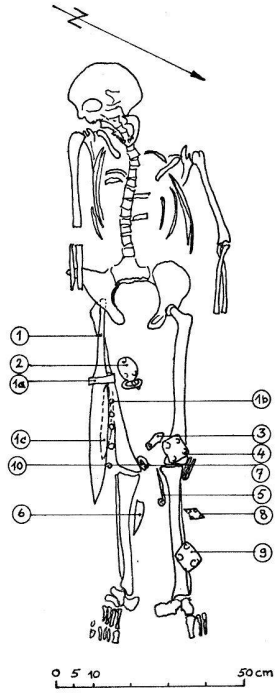


Abb. 124. Gelterkinden BL, Eifeld 1969. Männergrab 9. 1 Skramasax; 1a bronzenes Mundband und 1b grosse verschieden verzierte Bronzenieten der in Restspuren erhaltenen Lederscheide; 1c Messer unter dem Sax; 2 Gürtelschnalle mit Beschläg; 3 rechteckig durchbrochenes Bronzeblech; 4 Rückenbeschläg; 5 eiserner Pfriem mit Ösengriff; 6 unbekanntes eisernes Objekt; 7 klammer- oder bridenartiges Objekt aus Bronze mit Eisenniet und Lederresten; 8 Zierrhombus aus Bronze mit 4 Nieten und Lederresten; 9 Gegenbeschläg; 10 U-förmiges Eisenobjekt. – 1:20.

GENÈVE GE

Tranchées. Rectification. Dans sa monographie «Die frühmittelalterlichen Gürtelbeschläge der Schweiz» (1967), M. R. Moosbrugger-Leu a fait état de plusieurs objets trouvés dans le canton de Genève. Il a malheureusement été victime d'une double confusion en plaçant une broche discoïde en or, cloisonnée, à Veyrier: d'une part il s'agit d'une pièce (MAH Genève E 471) provenant en réalité des Tranchées à Genève; d'autre part les trouvailles placées par B. Reber à Veyrier se situent en réalité sur la commune française d'Etrembières, Haute-Savoie (ASA 21, 1919, 204–209). – M. R. Sauter, Genava 18, 1970, 16.

GENOLIER VD

Sous l'église on a découvert des tombes barbares. – RHV 75, 1967, 196.

GLARUS GL

Alte Talkirche beim Gerichtsgebäude. Im Jahre 1961 wurden die Turmreste der alten Kirche ausgegraben und oberflächlich markiert. Schon damals sprach man den Wunsch aus, bei späterer Gelegenheit die Grundmauern der 1861 ausgebrannten und danach an ihren heutigen Standort verlegten alten Talkirche vollständig freizulegen. Die Untersuchung konnte in der Zeit vom 20. August bis zum 8. Oktober 1968 unter der örtlichen Leitung von B. Hug durchgeführt werden. Anlass zur Grabung gaben Restaurierung und Umbau des Gerichtsgebäudes sowie Umgestaltung dessen Umgebung. Von der archäologischen Untersuchung erwartete man unter anderem auch Aufschluss, inwiefern die Annahme richtig sei, dass die Talkirche seit den Zeiten Fridolins an der Stelle der 1861 abgebrannten Fridolins- und Hilariuskirche stehe. Die Ergebnisse der Untersuchung fasst H. R. Sennhauser wie folgt zusammen:

Von einem ältesten Kirchenbau an der Stelle des heutigen Gerichtsgebäudes zeugen Mauerreste, die auf eine kleine Kirche mit eingezogenem, rechteckigen Chor schliessen lassen. Das Schiff war durch die Baugrube des Gerichtsgebäudes und durch das Gebäude selbst beinahe vollständig beseitigt; die noch vorhande-

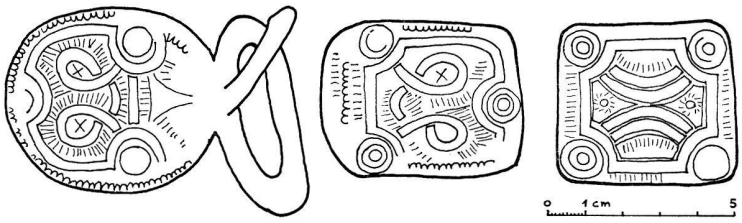


Abb. 125. Gelterkinden BL, Eifeld 1969. Männergrab 9. Silbertauschierte Gürtelgarnitur, Schnallen-, Gegen- und Rückenbeschläg, 2. Hälfte 7. Jh. Umzeichnung nach Röntgenbild. – 1:2.

nen Überreste erlauben indessen eine Rekonstruktion des Typs. Es handelt sich um eine einfache Saalkirche, wie sie im 7. und früheren 8. Jh. in der Nord-, Nordwest- und Nordostschweiz ziemlich häufig anzutreffen ist. Grösse, Mauerbild und Typus erlauben auch bei Glarus I eine Datierung in die Zeit um 700.

Die zweite Kirche von Glarus war nicht wesentlich grösser als die erste. Sie besass wiederum ein nicht unterteiltes Schiff und eine rechteckig hintermauerte, ungefähr halbrunde Apsis. Obwohl der Hof des Gerichtsgebäudes ganz von Leitungsgräben durchzogen ist, konnte eine abgeschrankte, seitlich um eine kleine Stufe erhöhte Chorpartie nachgewiesen werden. Die Schrankenmauer, die ursprünglich den Altarbezirk vom Laienschiff trennte, muss nachträglich abgebrochen worden sein; ein kleiner Mauerrest deutet darauf hin, dass sie durch eine kleine Stufe ersetzt wurde; d. h., eine Brüstungsmauer zwischen Altarzone und Laienschiff wurde ersetzt durch die optische Trennung mittels einer Stufe. Auch der Typus der zweiten Kirche ist in der Geschichte der frühen kirchlichen Architektur der Schweiz wohlbekannt. Man findet ihn im gesamten Gebiet der ehemaligen Diözese Chur und in den Randgebieten der Diözese Konstanz. Nördlichstes bisher nachgewiesenes Beispiel ist die in der 1. Hälfte des 8. Jh. entstandene Kirche der Heiligen Maria, Petrus und Gallus in Romanshorn. Glarus ist das nordwestlichste bisher bekannte Beispiel. Vor wenigen Jahren wurde eine ähnliche Kirche in Jenins GR aufgedeckt: ein vergleichbarer Grundriss konnte auch unter der Regulakirche in Chur nachgewiesen werden. Das nächstgelegene Beispiel bietet der erste Bau unter der Heiligkreuzkirche von Uznach SG. Die zweite Kirche von Glarus dürfte im 8. oder 9. Jh. entstanden sein.

In romanischer Zeit folgte der Bau einer dreischiffigen Basilika sowie der Anbau eines Turmes. Aus dem 15. Jh. stammt ein dreiseitig geschlossener gotischer Chor.

H. R. Sennhauser befasst sich in seinem Vorbericht auch mit der Bedeutung der Ausgrabungsergebnisse für die Geschichte des Landes Glarus. Wir entnehmen daraus die folgenden, für das Frühmittelalter aufschlussreichen Überlegungen: Auch wenn die Ausgrabung keine bedeutenden Kleinfunde erbrachte, ist der lükkenlose Nachweis der Bauten seit der Zeit um 700 und die Kenntnis der einzelnen Kirchenbauten für Geschichte und Kunstgeschichte des Landes Glarus doch aufschlussreich. Hatte man früher angenommen, St. Fridolin habe in der Zeit um 500 das Land Glarus christianisiert, so ist durch neuere Forschungen[1] nachgewiesen worden, dass die Gründung des Klosters Säckingen und damit die Lebenszeit des Landesheiligen von Glarus nicht in die Zeit Chlodwigs des I., sondern ins 7. Jh. fällt. Dass St. Fridolin selber je im Lande Glarus war, darf man bezweifeln. Die Legende könnte aus der Anwesenheit seines Klosters als Grundbesitzer auf einen Aufenthalt Fridolins im Lande geschlossen haben. Nicht durch den Heiligen selbst, sondern unter seinem Banner könnte, wenn auch nicht die Christianisierung, so doch der Pfarreiausbau im Lande erfolgt sein. Heinrich Büttner vermutet, dass die Legende von Urso und Landolf einen historischen Kern enthält. Es läge nahe, «die Person Landolfs noch als eine unweit von Glarus greifbare Gestalt zu identifizieren, nämlich mit Landold, dem Gatten der Beata, der uns als reicher Grundherr im Jahre 741 und 744 bezeugt ist.[2]»

Vielerorts, wo die Sippe des Grundbesitzerehepaares Landold und Beata nachzuweisen ist, lässt sich später Besitztum des Säckinger Klosters konstatieren. Wenn also die erste Kirche in die Zeit um 700 datiert werden kann, so könnte hier ein ähnlicher Fall vorliegen, wie er etwa für Hinwil, Dürnten, Tuggen usw. vermutet werden darf; ein Gutsbesitzer – in diesem Falle wohl aus der Sippe der Beata und des Landold – hat auf seinem eigenen Boden eine Kirche gestiftet, die in der Folge zur Pfarrkirche der ganzen Gegend wurde, und die später in den Besitz eines Klosters (Säckingen) überging.

[1] M. Koch, St. Fridolin und sein Biograph Balther, Geist und Werk der Zeiten, Heft 3, Zürich 1959.

[2] H. Büttner, Die Entstehung der Konstanzer Diözesangrenzen, Zeitschr. f. schweiz. Kirchengeschichte 48, 1954, 254.

Die Form der zweiten Kirche macht deutlich, wie sehr Glarus trotz der – seit dem Übergang an Säckingen vollzogenen – Zugehörigkeit zum Bistum Konstanz im Einflussgebiete Rätiens lag.

Eine Unsicherheit bleibt: Spätestens seit Caspar Lang wird angenommen, die erste Kirche im Lande Glarus habe nicht an der Stelle der 1861 abgebrochenen Fridolins- und Hilariuskirche gestanden, sondern auf dem Bürgli, an der Stelle der heutigen Michaels-Kapelle. Nach C. Lang (1692) wäre sie um 300 durch die Zürcher Glaubenszeugen Felix und Regula errichtet worden. Tatsächlich ist die Michaelskapelle auf dem Bürgli schon sehr früh (1288) erwähnt. Wie weit sie aber zurückreicht, wird nur durch eine Ausgrabung festgestellt werden können. Die Fragestellung für eine archäologische Untersuchung in und bei der Michaelskapelle wäre demzufolge: 1. Feststellung der Baugeschichte im Zusammenhang mit der Fridolins- und Hilariuskirche. – 2. Abklärung der Frage, ob die Michaelskapelle, wie dies in der Literatur etwa vermutet wird, an der Stelle des Säckingischen Meierturmes steht (das Kloster Säckingen liess seine Besitzungen im Lande Glarus durch einen Beamten, einen Meier, verwalten. – 3. Neben der Michaelskapelle soll, wie schon Lang berichtet, ein Schwesternhaus bestanden haben, wie es für Mollis und Linthal überliefert ist. Auch davon müssten Reste nachzuweisen sein. – H. R. Sennhauser, Licht in das Glarner Frühmittelalter, Glarner Nachrichten 23. 11. 1968 und Glarner Volksblatt 27. 11. 1968.

GRÜNINGEN ZH

Binzikon: In der Gass, LK 1112, 699 750/237 250. Am 28. Februar 1964 wurden bei Aushubarbeiten für den Neubau der Büromaterialfabrik A. Bolleter in der Flur «In der Gass» in dem hier rund 50 cm tiefen Humus ein Skramasax und Fragmente einer Spatha entdeckt. Der Skramasax misst 64,8 cm, das Fragment der Spatha 35 cm Länge (Tafel 60, 1). Eine am gleichen Tag vorgenommene Besichtigung fiel negativ aus. Es fanden sich weder Knochenreste noch irgendwie Anzeichen von Sandsteineinfassungen. Nach den bereits weiter oben dargelegten Fundumständen zu schliessen, dürfte es sich bei diesen Neufunden um Einzelobjekte handeln. Immerhin besteht auch die Möglichkeit, dass diese aus Gräbern stammen, die noch irgendwo im Raume Binzikon im Boden liegen. – SLM Zürich. – W. Drack, ZD 4, 1964/65, 65f.

HINWIL ZH

Bossikon. Laut einer Urkunde des Jahres 902 verlieh Salomon III., Bischof zu Konstanz und Abt von St. Gallen, einem Manne namens Willebrecht den von ihm an das Kloster St. Gallen übertragenen Besitz zu Egg am Pfannenstiel und an einem Orte «Wosinchova». Die Schenkung war an den sanktgallischen Verwaltungshof Mönchaltdorf erfolgt, und dorthin hatte Willebrecht auch den Lehenszins zu entrichten. Die bisherige Gleichsetzung des Ortes «Wosinchova» mit Bossikon ist nach H. Kläui zu korrigieren. Er nimmt aus philologischen Gründen an, dass es sich bei dem Orte um Uessikon in der Gemeinde Maur ZH handelt. – H. Kläui, Unsere Ortsnamen, Zürcher Chronik 40, 1972, 121.

ILLNAU ZH

Martinskirche. Die Kirche Illnau ist schon im 8. Jh. bezeugt. Am 10. Sept. 745 hat Landbert in zwei grossen Schenkungen dem Kloster St. Gallen Güter in Illnau und Umgebung übertragen. Die Aussenrestauration vom Sommer 1967 und deren Vergleichung mit den archäologischen Untersuchungen von 1954 ermöglichten es, die verschiedenen Bauetappen an diesem Gotteshaus präziser zu erfassen. Als erster Bau konnte ein rechteckiges, saalartiges Gebäude von 18 × 9,5 m, wahrscheinlich mit einer Vorhalle, nachgewiesen werden. Es dürfte sich um die frühmittelalterliche Kirche handeln, die 745 erstmals erwähnte Martinskirche, sicher ein Werk der Familie des Landolt und der Beata aus der Zeit um 700. – W. Drack, Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte der Kirche Illnau ZH, Unsere Kunstdenkmäler 20, 1969, 204–212, 3 Abb.

KILCHBERG ZH

Kilchberger Gegend. Bibliographie: vgl. Abschnitt Jungsteinzeit.

LAUFEN BE

Ehemalige Pfarrkirche St. Martin (jetzt Friedhofkapelle). Die unter der heutigen, 1809 über der abgebrochenen Pfarrkirche erbauten Friedhofkapelle liegenden Ruinen wurden von H. Courvoisier und H. R. Sennhauser im Jahre 1966 untersucht. Von einer ältesten Kirche, die ins 7. Jh. datiert wird, konnte ein Stück der Nordmauer und der Ansatz der Nordecke nachgewiesen werden. Der Nachfolgerbau mit langgestrecktem Schiff und tiefer, eingezogener Chorapsis sowie zwei seitlichen Kapellen, ebenfalls mit Apsis, wird auf Grund des Grundrisstypus ins 10.–11. Jh. gesetzt. – Vorromanische Kirchenbauten, München 1968, 168f.

LAUPERSDORF SO

Alte Kirche St. Martin, LK 1107, 616 175/240 900. Die heutige Pfarrkirche St. Martin in Laupersdorf wur-

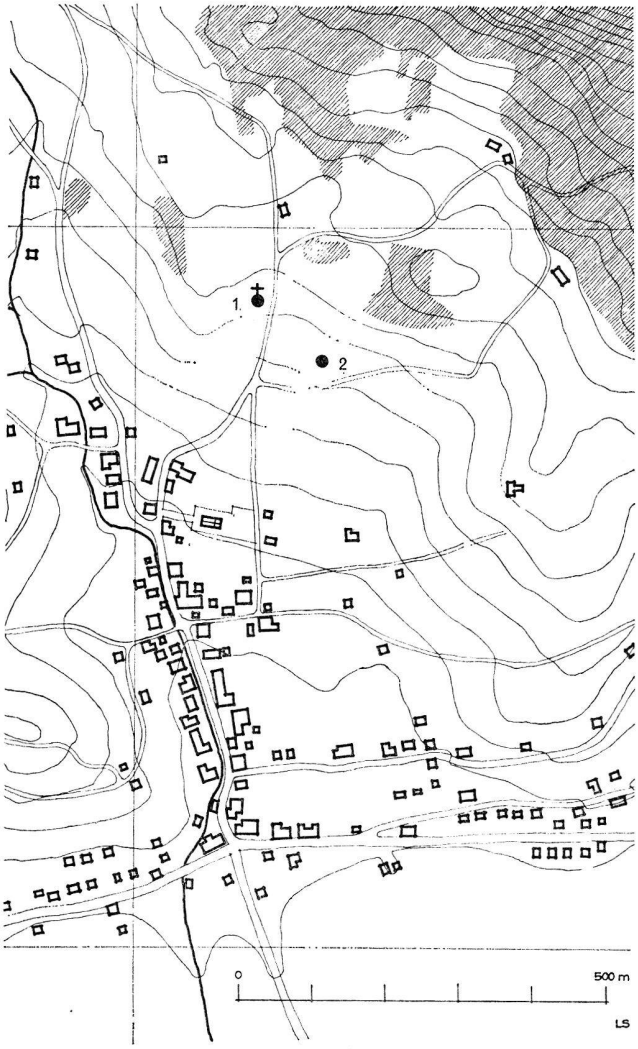


Abb. 126. Laupersdorf SO. Situationsplan. 1: Alte Kirche St. Martin (Ausgrabung 1967). – 2: Chilchenfeld (Ausgrabung 1966, römisches Gebäude). – 1:10000.

de 1859/60 gebaut. Sie ersetzte eine viel ältere Kirche oberhalb des Dorfes, die damals abgebrochen wurde (Abb. 126, 1). Ein steineres Kreuz auf mächtigem Sockel erinnert auf dem – heute alter Friedhof geheissenen – Platz an die ehemalige Kirche. Über das Alter der Kirche und ihrer Vorgängerinnen bestanden vor der Ausgrabung nur Vermutungen. Urkunden sind für die frühe Geschichte der Kirche von Laupersdorf nicht ergiebig. Der heilige Martin, im 4. Jh. Bischof von Tours, gehört im frühen Mittelalter neben Maria und dem Apostelfürsten Petrus zu den meistverehrten Kirchenpatronen. Viele frühe Gründungen sind Martinskirchen; sollte nicht auch Laupersdorf in die Völkerwanderungszeit zurückreichen?

Angespornt durch die Entdeckung römischer Funde unweit des Kirchenplatzes und mit Rücksicht auf das bevorstehende Dorfjubiläum machten sich einige Geschichtsfreunde aus Laupersdorf unter der Leitung von Franz Kohler daran, die Mauern der alten Kirche freizulegen. Schon nach kurzer Arbeit kamen Mauern und Böden zum Vorschein, bald auch Gräber. Unter der Leitung von Werner Stöckli wurde die von Laien begonnene Grabung vom 25. September bis 3. November 1967 durchgeführt und mit steingerechten Plänen und zahlreichen Photos belegt (Abb. 127).

Römische Zeit (Abb. 128): Im Jahre 1860 entdeckte man beim Abbruch des Altares in der alten Kirche eine vermauerte römische Inschrifttafel der Tungrecani. 1966 wurden beim Bau eines Wohnhauses in Chilchenfeld (vgl. im Abschnitt «Römische Zeit») etwa 200 m südöstlich des alten Friedhofes, römische Mauerzüge freigelegt. Die Grabungen bei der alten Kirche haben drei west-ost-laufende Mauern und eine verbindende Quermauer aufgedeckt; sie messen 0,70 m im Fundament und 0,60 im Aufgehenden und bestehen aus Handquadern, d. h. Kalksteinen der ungefähren Grösse unserer Normalbacksteine. Die Ecken sind mit grösseren, gut behauenen Kalkquadern aufgeführt. Die gut erhaltenen Mörtelböden auf solidem Steinbett zwischen den Mauerzügen deuten darauf hin, dass sich hier einst Innenräume (Wohn- oder Wirtschaftsräume) befanden. Es darf wohl angenommen werden, dass die 1966 gefundenen und freigelegten Mauern zu einem ausgedehnten Gebäudekomplex gehören. Ausser den Mauern fanden sich eine noch nicht bestimmte Kupfermünze, einige Reste von Tafelgeschirr (Terra sigillata), ein reich profiliertes Kapitell, Bruchstücke von Leistenziegeln und geschliffene, marmorähnliche Kalksteinplatten.

Die erste Kirche (Abb. 128 und 129): Die Mauern der ersten Kirche entstanden über römischem Abbruchschutt; sie sind von den älteren römischen kaum zu unterscheiden. Dieselben Steine, dieselbe Mauerstärke und die gleiche Technik des sorgfältigen lagenhaften Steingefüges eignen beiden. Die Fundationstiefen sind wohl überlegt: Die relativ schwere westliche Giebelmauer fusst eine Lage tiefer als die beiden Längsmauern und die verspannende Mauer zwischen Chor und Schiff eine Lage weniger tief. Die unterste Lage, gegenüber den oberen 5 cm vorspringend, wurde trocken (ohne Verwendung von Mörtel) in den Lehm verlegt; die übrigen Lagen sind frei aufgeführt, mit einem heute stark humusierten Mörtel gebunden. Die Kirche folgt dem Hang und den römischen Mauern in der Ostrichtung. Sie besteht aus einem Schiff von 5,40 m lichter Breite und 7,80 bis 8,00 m Länge – die Westmauer steht leicht schief zur Achse – und einem östlich anschliessenden, fast quadratischen Chor von 3,60 m lichter Seitenlänge. Chor und Schiff sind durch eine Mauer getrennt, die wahrscheinlich das Fundament eines Triumphbogens bildete. In der Mitte des Chores, 1,10 m vor der Ostmauer, stand ein gut fundierter, 0,78

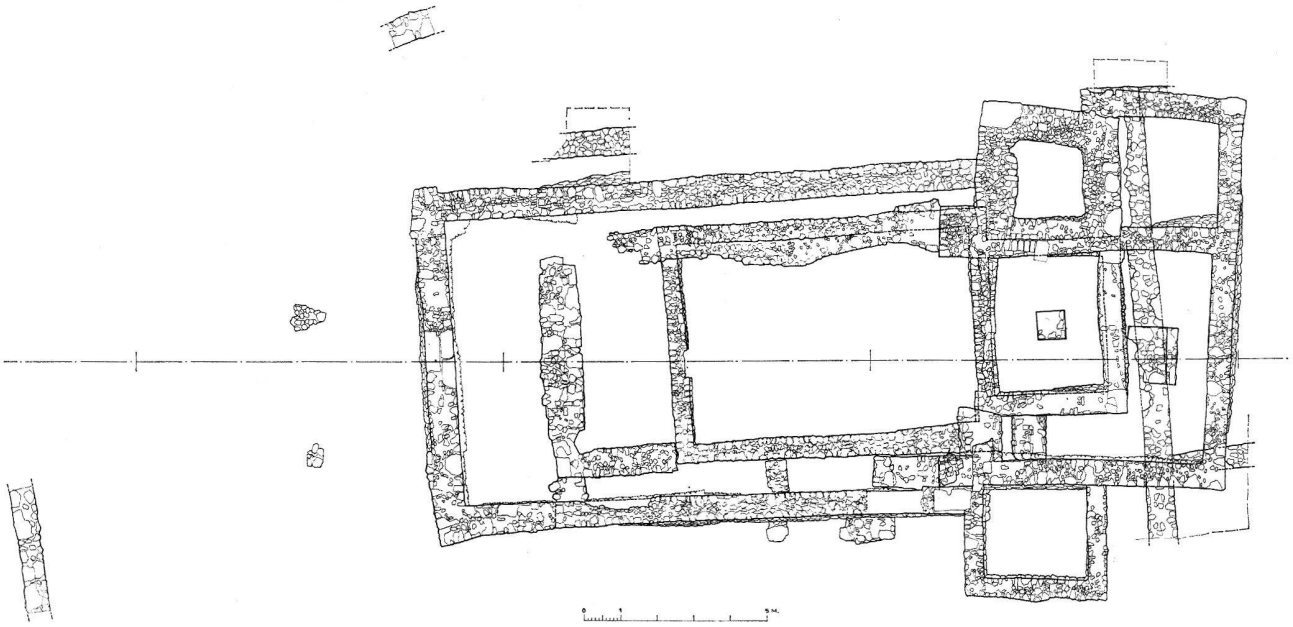


Abb. 127. Laupersdorf SO, Alte Kirche St. Martin. Gesamtplan Ausgrabung 1967. – 1:200.

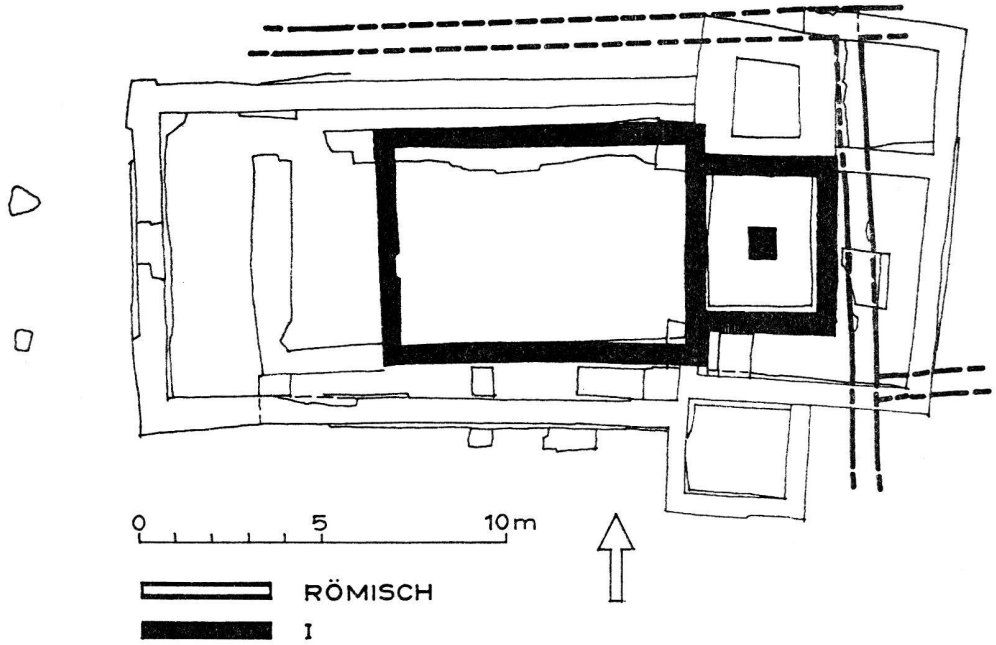


Abb. 128. Laupersdorf SO, Alte Kirche St. Martin. Mauerwerk eines römischen Gebäudes und Fundamente der ersten Kirche. – 1:200.

m breiter und 0,74 m langer Altar, überzogen mit einem feinen Verputz. In den nassen Mörtel war etwa 0,10 m über dem Boden eine horizontale Linie eingeritzt; unterhalb wurde der Putz sockelartig leicht schräg nach aussen gezogen. Im Westen stiess ein Boden an den Altar: Rest eines feingeglätteten Kalkmörtelestrichs, teils mit Bruchstücken geschliffener römischer Kalksteinplatten besetzt. Im nördlichen Viertel des Chores wurde eine ziegelbelegte Flickstelle im Boden beobachtet, möglicherweise verursacht durch eine Bestattung in der Nordostecke des Chores. Boden und Altar müssen zur ersten Kirche gehören, weil die Spannmauer zwischen Chor und Schiff der zweiten Kirche über dem Boden liegt.

Zur ersten Kirche konnten insgesamt elf Gräber festgestellt werden, neun in der Kirche und zwei ausser-

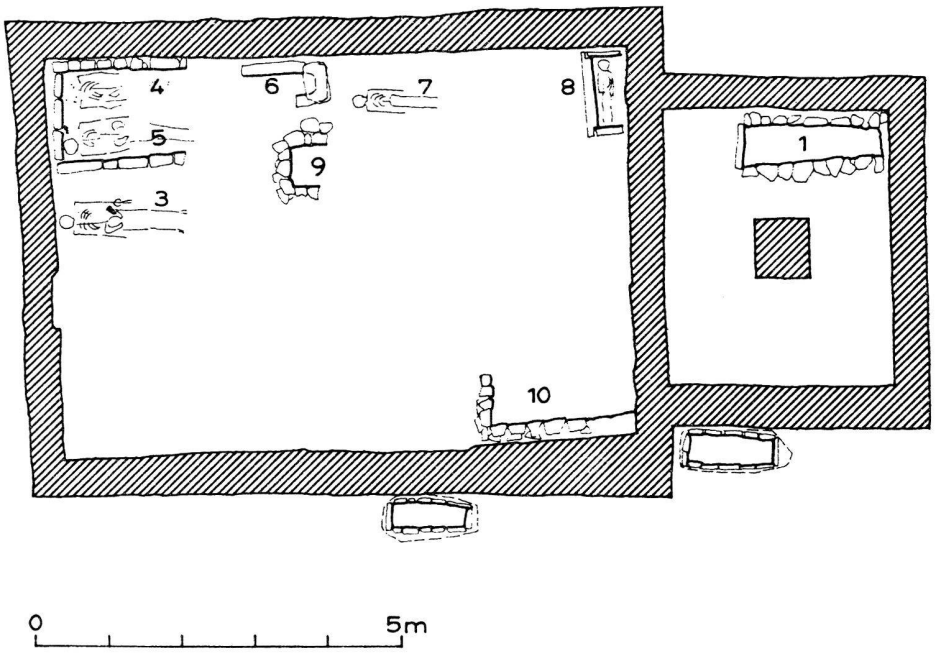


Abb. 129. Laupersdorf SO, Alte Kirche St. Martin. Grundriss der 1. Kirche. – 1:100.

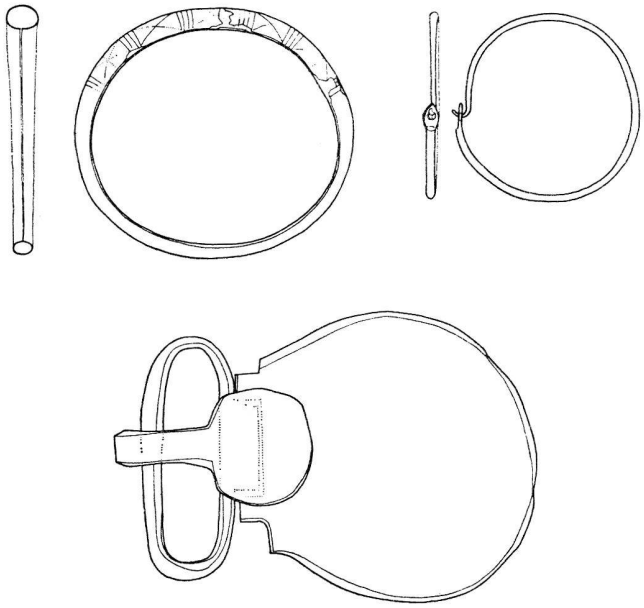


Abb. 130. Laupersdorf SO, Alte Kirche St. Martin. Beigaben aus Frauengrab 3. – 1:2.

halb (Abb. 129). Ein mit Bruchsteinen gemauertes, trapezförmiges Grab lag in der Nordostecke des Chores; es war mit Sandsteinplatten gedeckt. Der im Jura nicht anstehende Sandstein musste von weit her gebracht werden; vielleicht handelt es sich um Spolien aus der römischen Ruine. Der bevorzugte Grabplatz neben dem Altar deutet darauf hin, dass der hier Bestattete eine hervorragende Persönlichkeit, möglicherweise der Kirchenstifter war. Im Schiff konnten drei ähnliche, mit Bruchsteinen gemauerte Gräber festgestellt werden, darunter ein Doppelgrab; alle waren gestört. Drei Kindergräber, zwei davon ausserhalb der Kirche hart an der Südmauer, bestanden aus Sandsteinplatten, die, kistenartig in der Erde aufgestellt, mit einer Platte zugedeckt wurden. Dass eine Beziehung zwischen den wenigen Gräbern im Schiff und dem ausgezeichneten Grab im Chor besteht, ist denkbar; waren die Bestatteten Angehörige der Stifterfamilie?

Ein Bruchstück eines monolithen, aus einem Stein gehauenen Sarkophages wurde in der nördlichen Schiffhälfte gefunden. Solche Gräber finden sich in der Regel nur im heute französischsprechenden Gebiet, so etwa in St-Ursanne, wo nun bald 30 Monolith-Sarkophage ausgegraben worden sind. Während dort die Deckel aus einem passend behauenen Kalkstein bestehen, war der Laupersdorfer Sarkophag mit mehreren Tuffsteinplatten gedeckt, wovon eine erhalten blieb.

Am wichtigsten war eine einfache Erdbestattung, ein Frauengrab. Es lag an der Westmauer, etwa 0,20 m unter der Fundamentsohle, genau in der Richtung der Kirche. Der Toten wurden Gürtelschnalle, Armreif, Halskette und Ohrring, offenbar persönliche Schmuckstücke, ins Grab mitgegeben (Abb. 130). Die Funde wurden sorgfältig geborgen und dem Historischen Museum Bern zum Reinigen und Konservieren übergeben. Die Arbeiten sind noch nicht beendigt, so dass die genaue Bestimmung und historische Einordnung noch aussteht. Sicher ist, dass es sich um alemannische

Schmuckstücke aus dem 7. Jh. handelt. Da die Bestattung bereits innerhalb der Kirche vorgenommen worden ist, bilden die Grabbeigaben eine solide Datierungsbasis. Die architektonische Beurteilung des gedrungenen Kirchenschiffes und des quadratischen Chores wird durch die Grabfunde bestätigt: Der Bau muss, wie das Martinspatrozinium vermuten liess, aus archäologischen Gründen ins 7. Jh. datiert werden.

Die 1. Kirche ist etwa im 10./11. Jh. durch einen grösseren 2. Bau ersetzt worden. Die 3. Kirche (1860 abgebrochen) dürfte im 14./15. Jh. erbaut worden sein. – MS Solothurn. – W. Stöckli, Die Grabungen auf dem alten Friedhof, in: Laupersdorf, Unsere Heimat im Wandel der Zeit, 1. Teil 1968: von der Frühzeit bis zum Ausgang des Mittelalters, 25–37, Pläne und Abb.

LAVIGNY VD

Les Pommèries (Gravière), CN 1242, 520 720/150 120. Des tombes barbares ont été découvertes. – RHV 75, 1967, 196. *Edgar Pelichet*

LUGAGGIA TI

Sureggio, chiesa di San Pietro, CN 1333, 718 720/101 040. Nella chiesa di San Pietro di Sureggio sono state effettuate delle indagini per lo studio e la realizzazione del restauro durante il periodo fine settembre inizio ottobre 1968. Anche se le stesse non sono ancora state terminate segnaliamo alcuni elementi importanti venuti alla luce.

Entro i limiti del coro attuale abbiamo ritrovato le fondamenta dell'abside semicircolare che fu il coro della chiesetta almeno fino al 1606, data della visita del Cardinal Federigo Borromeo, ma sicuramente non il primo. Infatti sono venuti alla luce i resti delle fondamenta di due absidiole gemelle. L'oggetto è già stato sottoposto all'esame del sig. A. Schmid, del sig. H. R. Sennhauser e del sig. M. Mirabella-Roberti che sono concordi nel fissare attorno al IX sec. la datazione delle absidi gemine.

Sotto il pavimento della navata non sono, per il momento, venuti alla luce resti murari mentre è stato possibile ritrovare il pavimento primitivo composto da grezzi lastroni di gneis sopra il quale poggiava un secondo pavimento di ghiaia e calce. A indagini ultimate lo studio completo, con la collaborazione degli specialisti sarà l'oggetto di una pubblicazione. – Bollettino Storico della Svizzera Italiana 81, 1969, 76. *Pierangelo Donati*

LUMBREIN GR

Pfarrkirche St. Martin. Im Frühjahr und Sommer 1969 untersuchte der unter der Leitung von Chr. Zindel stehende Archäologische Dienst des Kantons Graubünden in zwei Grabungskampagnen Teile der Pfarrkirche, deren Böden infolge Renovationsarbeiten tiefer gelegt wurden. Die dabei freigelegte älteste Kirche mit halbrunder Apsis wird ins 11. Jh. datiert. Von einem älteren Bauwerk fand sich keine sichere Spur, obwohl das Kirchenpatrozinium St. Martin eine Entstehung im Frühmittelalter zuliesse. Im karolingischen Urbar von 831 wird Lumbrein als «Villa Lamarine» erstmals genannt; eine Kirche ist dabei allerdings nicht erwähnt. – S. Nauli, Bündner Tagblatt 7. 11. 1970.

LUZERN LU

Kloster St. Leodegar/St. Mauritius. Bibliographie: I. Müller, Die Entstehung der Pfarreien an den Ufern des Vierwaldstättersees, Der Geschichtsfreund (Luzern) 117, 1964, 5ff. (S. 20f.: Das Kloster Luzern); H. Schnyder, Zur Traditionskontroverse Luzern–Murbach, a. a. O., 60ff.; H. Schnyder, Abt Wichard von Luzern als Bischof zu Augsburg?, a. a. O. 121, 1968, 5ff.

MÄNNEDORF ZH

Kirche. Die Renovation der reformierten Kirche wurde 1961/62 zu archäologischen Untersuchungen innerhalb und ausserhalb der Kirche benutzt. Bekanntlich stiess man bereits beim neugotischen Umbau von 1862/63 im Schiff der Kirche, in der Nähe des Turmes auf Skelette in Steinkistengräbern, darin «einige Schmuckgegenstände aus Bronze gefunden wurden: eine 15 cm lange, 1,8 cm breite Riemenzunge, zwei kleinere Riemenzungen von 6 cm Länge und 1,5 cm Breite ...» sowie eine offene Armspange, alles Funde, die zwar nicht näher datiert werden können, indes zumindest der frühmittelalterlichen Zeit zugewiesen werden dürfen. Von dieser frühmittelalterlichen Belegung des Platzes konnten 1961/62 keine weiteren Spuren nachgewiesen werden. Das hängt vielleicht damit zusammen, dass 1862 das Bodenniveau erheblich gesenkt worden ist.

Die älteste fassbare Kirche war nur in geringen Fundamentresten nachzuweisen. Ihr Alter ist nicht sicher auszumachen; sie kann romanisch (12. Jh.) sein, sie kann aber auch viel älter, eventuell karolingisch sein. Im zweiten Fall wäre sie mit der 998 erwähnten, dem Kloster Pfäfers zugehörigen Kirche in Verbindung zu bringen. Der Ausgräber W. Drack gibt der Datierung in die Zeit um 1200 den Vorzug und postuliert eine noch ältere Kirche, eben die von 998. – W. Drack, ZD 3, 1962/63, 52ff.

MAUR ZH

Uessikon. H. Kläui identifiziert den in Urkunden von 829 und 854 (Pozinchova) und 902 (Wosinchova) ge-

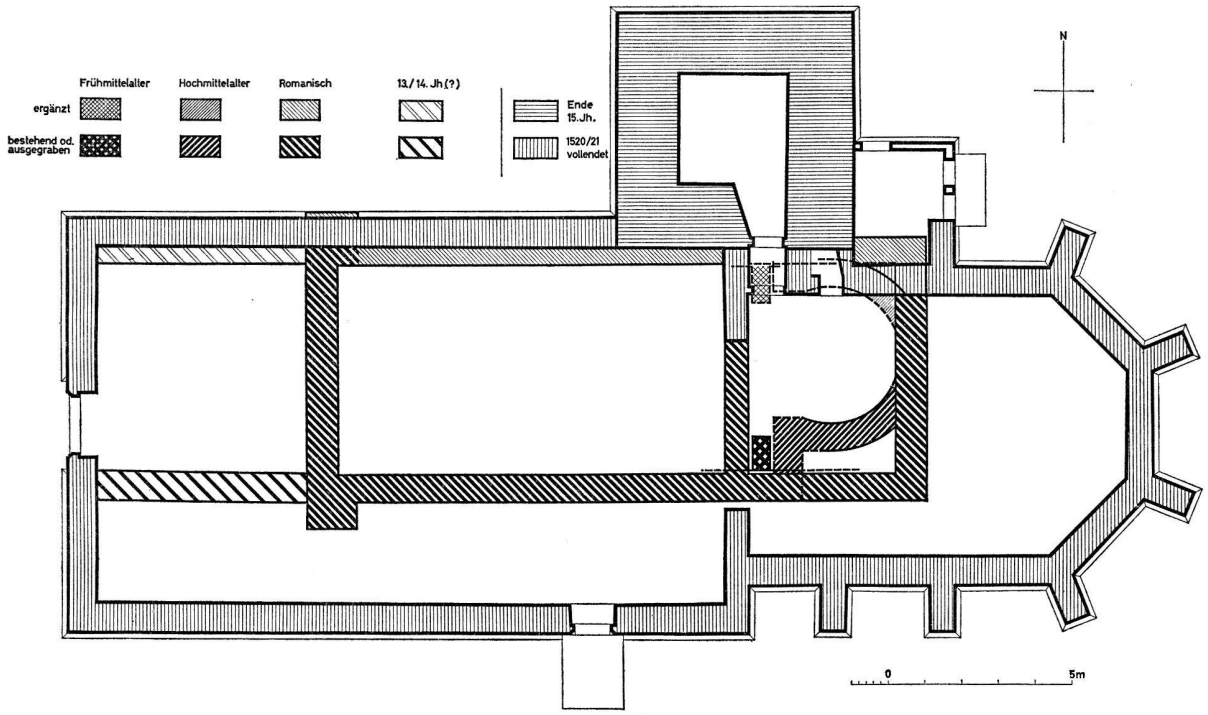


Abb. 131. Mettmenstetten ZH, Kirche. Bauetappenplan. – 1:200.

nannten Ort nicht wie bisher mit Bossikon (siehe unter Hinwil ZH), sondern aus philologischen Gründen mit Uessikon in der Gemeinde Maur ZH. – H. Kläui, Unsere Ortsnamen, Zürcher Chronik 40, 1972, 121.

METTMENSTETTEN ZH

Kirche. Bisher war über die Baugeschichte der Kirche nur sehr wenig bekannt. 998 wird erstmals urkundlich eine Kirche zu St. Peter und Paul erwähnt. Auffällig ist die späte Erwähnung einer Kirche; denn wir kennen von Obermettmenstetten im Jahre 1880 gehobene alamannische Funde aus dem späten 7. und 8. Jh.

Anlässlich der Innenrestaurierung konnte W. Drack im März und April 1961 eine archäologisch-bauanalytische Untersuchung durchführen (Abb. 131). Die ältesten Bauteile kamen im Chor zum Vorschein: Unter Resten von zwei späteren Choranlagen kamen zwischen 1,90 und 3 m Tiefe unter dem Chorboden die untersten Fundamentteile eines rechteckigen Chores zum Vorschein. Das Mauerwerk hat eine Breite von 1,10 m und ist zum Teil 1,10 m hoch erhalten. Sichtbar sind noch heute die Ost- und Südmauerfundamente, während die Nordmauer unter dem Nordmauerfundament des heutigen Chorbaues unzugänglich ist. Die tiefe Lage des Fundamentfusses resultiert aus der geologischen Situation: Die Erbauer der ersten Kirche hatten eine Geländeerhöhung als Standort ausgesucht. Die im Westen hochragenden Massen einer Grundmoräne fallen indes in der Gegend des heutigen Chorbogens nach Osten hin rasch ab, wohl eine Art Sack bildend. Hier muss sich ehemals Wasser angesammelt haben. Infolge Erosion von höher am Berge zutage tretenden Molassefelsen füllte sich das Becken mit feinem Molassesand auf. Es galt also, diesen schlechten Grund zu durchstossen und die Mauerfundamente auf das glaziale Schottergeschiebe, also sehr tief, abzustellen. Da westlich von dieser tiefen Stelle das Gelände sehr rasch ansteigt, liegt die südliche Vorlage für den Chorbogen 1,50 m höher als die Ostmauer des Chores. Das Mauerwerk ist mit wenig stark zubehauenen Kieseln aufgeführt. Der Mörtel ist noch heute steinhart.

Leider fehlt zu diesem Chorbau – abgesehen von Resten der südlichen Vorlage für den Chorbogen – jeder Anhaltspunkt für ein anschliessendes Kirchenschiff: einmal ist der Baugrund westlich des heutigen Chorbogens sehr roh und zum andern wurden offenbar alle Spuren durch die spätere Bautätigkeit, zumal durch den Bau der romanischen Kirche, völlig verwischt. So sind weder die Konstruktion (Stein oder Holz?) noch die Grösse des Schiffes dieser ersten Kirche von Mettmenstetten zu ermitteln. Auch die Erbauungszeit ist mangels hiefür notwendiger Kleinfunde nicht näher zu umschreiben. Immerhin ist wenigstens festzuhalten, dass

die schon erwähnten alamannischen Grabfunde eine Erbauung dieser ersten Kirche nicht vor dem 8. Jh. möglich erscheinen lassen.

Die jüngeren Fundamente gehören zu einer hochmittelalterlichen Kirche mit halbrunder Apsismauer (ca. um 1000) und einer romanischen Kirche mit Rechteckchor sowie späterer Verlängerung nach Westen und Turmanbau. Der heutige Bau stammt aus der Zeit um 1520. – W. Drack, ZD 2, 1960/61, 62ff.

MÜNCHENSTEIN BL

Kirche. LK 1067, 613 780/262 570. Die Restaurierung der reformierten Kirche bedingte im Jahre 1965/66 eine Grabung im Innern. Th. Strübin, der die Untersuchungen leitete, stellte drei verschiedene Bauperioden fest. Ein Grabungsbericht ist in Vorbereitung. – KMBL Liestal. – Baselbieter Heimatbuch 11, 1969, 290.

MURTEN FR

Merlachfeld. Bibliographie: H.-U. Geiger, Ein unedierter Triens des Dagobert I., Schweizer Münzblätter 21, 1971, 54ff. Die im Jahre 1896 bei Erdarbeiten westlich von Murten gefundene merowingische Goldmünze ist ein Triens des Münzmeisters Betto von Sitten. – Historisches Museum Murten.

NÜRENSDORF ZH

Birchwil: Sonnenrain. Bei Kanalisationsarbeiten im Sonnenrain bei Birchwil stiess man im November 1964 im künftigen Baugebiet für die Landwirtschaftliche Konsumgenossenschaft Nürensdorf auf menschliche Skelettreste. Dank der sofortigen Meldung konnte sich die Kantonale Denkmalpflege sogleich des Fundortes annehmen, ein Profil anfertigen und insgesamt Überreste von einigen in freier Erde liegenden und geosteten Skeletten sicherstellen. Diese interpretierte das Anthropologische Institut der Universität Zürich folgendermassen:

Grab 1: war bei Beginn der Untersuchungen zerstört. – Grab 2: Bruchstücke des Hirnschädels sowie ein Unterkieferbruchstück; sämtliche Reste einem Individuum zugehörig. Altersbestimmung: adult. Geschlechtszugehörigkeit: wahrscheinlich weiblich. Typusbestimmung nicht durchführbar. – Grab 3: Skelettfragmente (darunter ein vollständig erhaltener linker Femur) von sehr wahrscheinlich vier Individuen. Altersbestimmung: zwei Erwachsene, ein Infans I, ein Infans II. Geschlechtszugehörigkeit der Erwachsenen: eines männlich, eines weiblich (?). Typusbestimmung nicht durchführbar. – Grab 4: Skelettfragmente der oberen Extremität sowie des Beckens eines Knaben im Alter von etwa 15 Jahren. – Grab 5: Skelettfragmente sehr wahrscheinlich eines Individuums, und zwar vornehmlich des Hirnschädels, der Wirbelsäule sowie der oberen Extremitäten. Altersbestimmung: adult. Geschlechtszugehörigkeit: sehr wahrscheinlich weiblich. Typusbestimmung nicht durchführbar.

Leider kamen keine Trachtutensilien oder sonstige Kleinfunde zum Vorschein. Trotzdem kann aus der allgemeinen Situation und dem Charakter der Grabreste geschlossen werden, dass im Sonnenrain die Überreste eines frühmittelalterlichen Gräberfeldes vorhanden sind. – W. Drack, ZD 4, 1964/65, 77.

NYON VD

Beau-Lac, CN 1261, 507 070/137 050. Des tombes barbares ont été découvertes. – RHV 75, 1967, 196.

Edgar Pelichet

OBERBÜREN SG

Kloster Glattburg. Vgl. im Abschnitt «Bronzezeit».

Sonnental. In der Fundamentgrube des Neubaus Louis fand sich das Skelett eines 50–60 Jahre alten Mannes von mindestens 180 cm Körpergrösse. Auf Grund der einzigartigen Lage hält es I. Grüninger für wahrscheinlich, dass das Grab ins frühe Mittelalter gehört. – I. Grüninger, Archäologischer Forschungsbericht, Neujahrsblatt Hist. Verein des Kantons St. Gallen 112, 1972, 84.

OBERDORF SO

Östlich der Käsergrube, LK 1107, 603 150/230 575. Östlich der Käsergrube sind im Winter 1966/67 zwei Gräber angegraben und ausgenommen worden. Sie gehören zu dem früher teilweise erforschten Gräberfeld an der Grenze zwischen den Gemeinden Oberdorf und Lommiswil. Es sind zwei in Nord-Süd-Richtung orientierte Steinkistengräber. Das nördliche Grab befand sich unmittelbar am Waldrand. Plan zugehauene Tuffquader von 13 bis 15 cm Dicke bildeten eine schöne Steinkiste. Sie lag 45 bis 75 cm unter der Oberfläche. Das Grab war 181 cm lang, im Norden 44 cm und im Süden 38 cm breit. Daneben lag die zugehörige Deckplatte, eine flache erratische Platte von 129 cm Länge und 83 cm grösster Breite. Die Länge genügte nicht, um die ganze Steinkiste zu decken. Es muss folglich eine zweite Platte vorhanden gewesen sein. Das Grab ist in den anstehenden Schotter, der in der Käsergrube aufgeschlossen ist, eingetieft worden. 17 bis 26 cm westlich des Grabes zeigte sich deutlich die Trennungslinie zwischen der dunkelbraunen humosen Grabzuschüttung und dem hellockergelben Schotter. Weder Beigaben noch Skelettreste konnten festgestellt werden. Das süd-

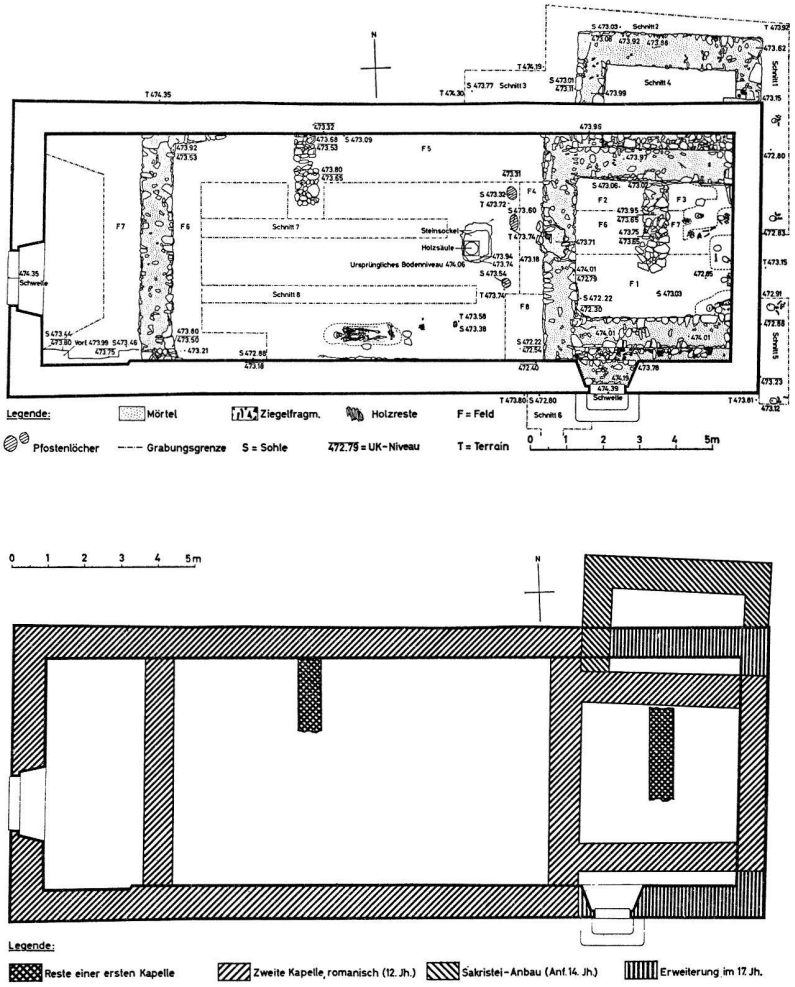


Abb. 132. Oberstammheim ZH, Galluskapelle. Grabungsplan und Bauetappenplan. – 1:200.

östlich im Walde gelegene Grab war von 80 cm Humus und Schotter überdeckt, am Südende nur von 30 cm Humus. Die Steinkiste bestand ebenfalls aus plan zugerichteten, 9,5 bis 17 cm dicken Tuffplatten. Das Grab war 187 cm lang, im Norden 41 cm und im Süden 33 cm breit. Neben dem Grab lagen zwei erratische Deckplatten von 59 cm Breite. Die Längen massen 95 cm und 70 cm. In der Nähe des Grabes hatten die Raubgräber einige Knochen deponiert. Beim weitern Freilegen des Grabes fanden sich am Südende der Grabkiste einige Fussknochen in ursprünglicher Lage. Dadurch bestätigte sich die Lage des Toten, die bereits aufgrund der Grabform vermutet worden war.

Walter Leutenegger (Zürich) weist die Skelettreste wenigstens drei Erwachsenen zu. Die Geschlechtsbestimmung musste vor allem aufgrund der Morphologie der Hüftbeine und der Massigkeit der Extremitätenknochen vorgenommen werden, da zu wenig Schädelbruchstücke vorlagen. Ein Skelett war wahrscheinlich männlich und eines wahrscheinlich weiblich. Beim dritten Skelett liess sich das Geschlecht nicht feststellen. – Museum Solothurn. – E. Müller, Jb. f. sol. Geschichte 41, 1968, 458ff.

OBERSTAMMHEIM ZH

Galluskapelle. Die Kapelle gilt als das älteste kirchliche Denkmal des Stammheimertales. In St. Galler Schenkungsurkunden, datiert 897: «capella Stammheim» und 900: «ad titulam que dicitur Stamheim». Für die Annahme, dass es sich um den Ort der ursprünglichen Pfarrkirche Stammheims handle, spricht das umfangreiche Gräberfeld mit dem 1568 (oder 1563) abgebrochenen Beinhaus auf dem Süd- und Westabhang des Hügels.

Dank den eingehenden archäologisch-bauanalytischen Untersuchungen im Frühjahr 1966 ist die Baugeschichte dieses kleinen Bauwerkes, wenn auch nicht lückenlos, aber doch grossenteils geklärt (Abb. 132). Die unter der örtlichen Leitung von Ausgrabungstech-

niker S. Nauli stehenden Untersuchungen dauerten von März bis Juni 1966. Sie wurden mit Absicht auf den Innenraum der Kapelle und die unmittelbare Umgebung derselben beschränkt. Da der Baugrund aus nur mit wenig kleinen Kieseln durchsetztem Sand besteht, war das Ausgraben relativ angenehm. Jedenfalls stellten sich nirgends besondere Schwierigkeiten bei der Deutung der freigelegten baulichen Überreste ein. Die in der Umgebung angelegten Sondierschnitte östlich der Ostmauer südlich des Südportals und südlich der Südwestecke sowie rund 12 m östlich der Kapelle führten zur Freilegung von ein paar Gräbern, die teilweise unter der Ostmauer der Kapelle lagen, das heisst die durch diese in romanischer Zeit zerstört wurden, sowie von zwei Partien der einstigen Friedhofmauer: im Osten die Nordostecke sowie im Westen die westliche Abschlussmauer des Friedhofes. Mit Ausnahme von Gräberresten im Schnitt 10 kam im Bereich der weitgreifenden Sondierungen nichts Bemerkenswertes zum Vorschein, ein Zeichen, dass der Friedhof schon sehr früh aufgelassen und im Laufe der Zeit vollständig abgetragen worden ist.

Im Innern der Kapelle kamen folgende Überreste der Vorgängerin der romanischen Kapelle zum Vorschein: 1. innerhalb der Fundamente des nachmaligen romanischen quadratischen Chores ein Stück einer Nord-Süd verlaufenden Ostmauer sowie 2. im Mittelteil, und zwar mehr gegen die Nordmauer der heutigen Kapelle hin, ein geringster Rest einer parallel dazu verlaufenen Westmauer.

Diese beiden Mauern erlauben, die Länge der frühest fassbaren Kapelle festzulegen: innen auf 8,90 m und aussen auf 10,20 m. Die Breite ist unbekannt. Allem Anscheine nach handelte es sich um eine kleine rechteckige Anlage.

Dieses kleine Gotteshaus ist eine Gründung des Klosters St. Gallen. Sein Patrozinium sagt es schon halbwegs. Ausserdem wird die Galluskapelle schon sehr früh erwähnt. Sie wird zum Beispiel von den Historikern mit jenem Kirchensatz in Verbindung gebracht, der im Zusammenhang mit der 879 erfolgten Schenkung eines Hofes zu Stammheim aus der Hand König Karl des Dicken an St. Gallen erwähnt wird; sie wird mit der «capella Stamheim» identifiziert, in der Oterat den Zins für seine 897 dem Kloster St. Gallen geschenkten, aber als zinsbedingtes Lehen wieder entgegengenommenen Güter in Stammheim und in der Mark Schlattingen zu erlegen hatte; endlich ist die Galluskapelle auch jenes in der St. Galler Schenkungsurkunde vom 13. Mai 900 erwähnte Gotteshaus, in dem der Zins für die vom Priester Erih oder Erich damals dem Kloster St. Gallen in Stammheim und Willisdorf geschenkten und wieder als Lehen ausgegebenen Huben usw. entrichtet werden musste. Dann versiegen die schriftlichen Quellen. Erst aus der Zeit nach der Reformation liegen wieder Nachrichten über verschiedene bauliche Eingriffe und Veränderungen an der Galluskapelle vor.

Der in zwei geringen, aber einwandfreien Mauerresten innerhalb der heutigen Galluskapelle gefasste erste kirchliche Bau von Oberstammheim dürfte jenes Gotteshaus gewesen sein, mit dem die Historiker den eingangs erwähnten Kirchensatz in Verbindung bringen, der in der Schenkungsurkunde König Karls des Dicken von 879 an das Kloster St. Gallen erwähnt wird. Der kleine Bau muss deshalb entweder um 879 bestanden haben – oder er muss damals errichtet worden sein. Darüber hinaus haben die Ausgrabungen gezeigt, dass dieser erste kirchliche Bau nicht bloss eine Kapelle im landläufigen Sinne, sondern zumindest eine Kirche mit Bestattungsrecht gewesen ist. Dieser erste Bau dürfte bis ins 12. Jh. bestanden haben. Dann wurde er durch einen Neubau ersetzt. – W. Drack, ZD 5, 1966/67, 73ff.

OENSINGEN SO

Mitteldorf, Gärtnerei P. Jurt. Am 8. November 1968 stellte man in derselben Baugrubenwand, in der im Sommer eine römische Mauer festgestellt worden war (vgl. Kapitel Römerzeit), ein menschliches Skelett fest. Dieses lag 3,80 m nördlich des Neubaus und 9,83 m östlich der Nordwestecke des Neubaus. Leider waren die rechten Arm- und Beinknochen beim Ausheben der Baugrube durch den Trax weitgehend entfernt worden. Der Tote war in gestreckter Rückenlage bestattet. Der Kopf ruhte im Westen, die Füsse im Osten. Die Länge von der Schädelkalotte bis zum distalen Ende der Tibia mass 170 cm. Die Mitte der Wirbelsäule lag 11 cm im Humus, der mit 15 cm Splitt eines Gartenweges überdeckt war. Die Mitte des Femurschaftes ruhte 24 cm unter der Grenze Humus/Splitt. Es handelte sich nach P. W. Morgenthaler um die Skelettreste eines jüngeren erwachsenen Mannes von grosser Statur. Eine Steinsetzung oder Holzspuren waren nicht festzustellen. Die Zeitepoche, in der der Tote beerdigt wurde, lässt sich aufgrund der Situation nicht bestimmen. Die römische Mauer dürfte wenig nördlich des Skelettes, aber tiefer unten, durchführen. Dies spricht für eine nachrömische Bestattung. Die West-Ost-Orientierung lässt an die Völkerwanderungszeit denken. Da Beigaben fehlen, fällt die späte Völkerwanderungszeit in Betracht. Meist liegen jedoch Skelette aus dieser Zeit eher tiefer. Die Zeitstellung wäre jedoch nicht verwunderlich, sind doch von Oensingen zahlreiche völkerwanderungszeitliche Funde bekannt. – Museum Solothurn, Anthropologische Abteilung. – E. Müller, Jb. f. sol. Geschichte 42, 1969, 221.

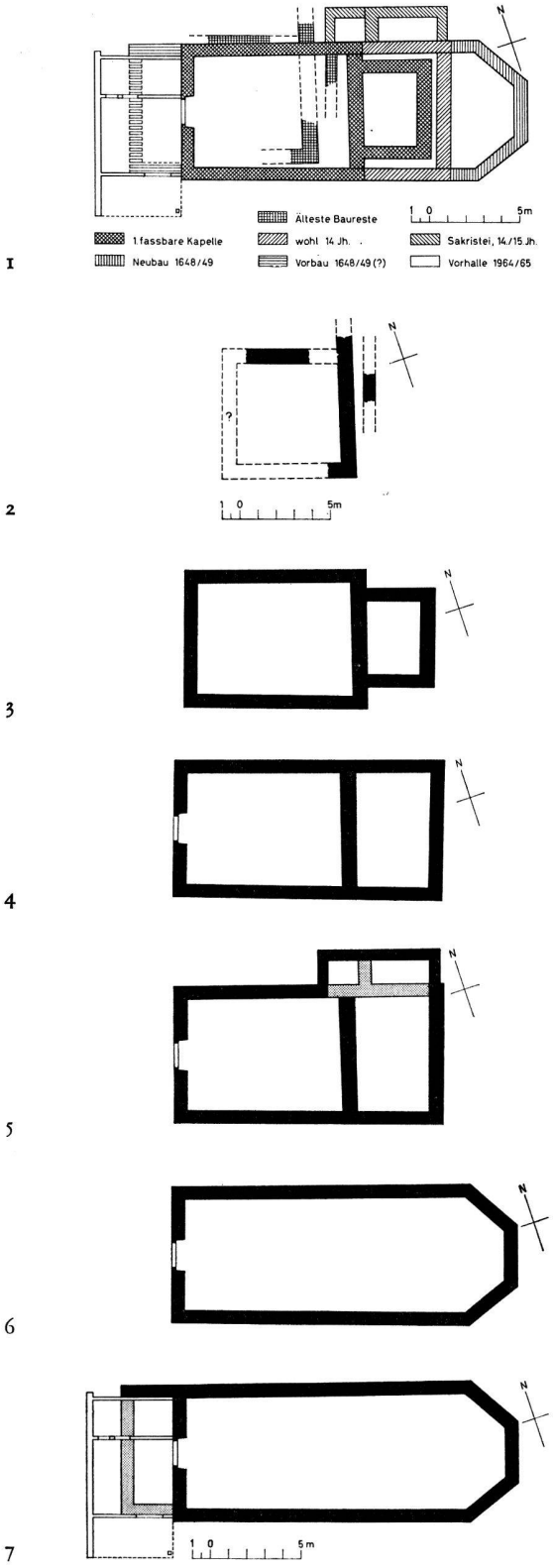


Abb. 133. Pfungen ZH, Reformierte Kirche. 1 Bauetappenplan. – 2 Reste eines Profanbaus und Westmauer einer frühmittelalterlichen Kapelle. – 3 Erste fassbare Kapelle oder Kirche. – 4 Gotische Kirche, wohl 14. Jh. – 5 Gotische Kirche mit Sakristeianbauten. – 6 Kirche von 1648/49. – 7 Grundriss der Kirche mit Vorhalle von 1648/49 (?) und heutiger Vorhalle. – 1:400.

OTELFINGEN ZH

Steinhof. Als in den Monaten Oktober und November 1964 von der Telefondirektion Zürich hart südlich am Steinhof vorbei ein Kabelgraben geöffnet wurde, entschloss sich der Eigentümer des genannten Hofes, seine eigene, bisher auf Holzmasten geführte Telefonleitung ebenfalls in den Boden zu verlegen. Er warf deshalb selber einen Graben für diese Zuleitung auf. Dabei stiess Landwirt Meier vom Steinhof auf eine senkrecht in der Erde steckende Sandsteinplatte und meldete die Beobachtung Dr. A. Güller, dem örtlichen Vertrauensmann der Kantonalen Denkmalpflege, welche in der Folge ein Steinplattengrab bergen und einmessen konnte.

Das Grab war geostet, der Schädel lag im Westen, die Füsse im Osten. Von der ehemaligen Anlage waren nur noch die untersten Teile der einst senkrecht in den anstehenden Molassesand gestellten Sandsteinplatten erhalten sowie wenige Reste des ursprünglich auf den Rücken gelegten Körpers. Trachtutensilien oder Beigaben waren keine vorhanden. Soviel sich noch erkennen liess, hatte das Grab einst eine Länge von rund 140 cm und eine Breite von rund 48 cm. Die Skelettreste lagen bloss etwa 45 cm unter der heutigen Oberfläche, ein Umstand, der sehr wahrscheinlich sowohl auf die natürliche Erosion als auch auf die intensive Feldarbeit zurückzuführen ist. J. Biegert, Anthrop. Institut Universität Zürich, erkannte die spärlichen Knochen als «fragmentarische Skelett- und Schädelreste eines etwa zweijährigen Kindes». Es dürfte sich um eine Bestattung aus dem Früh- oder Hochmittelalter handeln.

Anschliessend an die Bergung dieses Grabes führte S. Nauli noch einen Suchschnitt in nordwestlicher Richtung aus, fand jedoch keinerlei Anhaltspunkte, die auf weitere Gräber hätten schliessen lassen. – W. Drack, ZD 4, 1964/65, 81.

PASPELS GR

Kirche St. Lorenz. Bibliographie: W. F. Volbach, Silber-, Zinn- und Holzgegenstände aus der Kirche St. Lorenz bei Paspels, ZAK 23, 1963/64, 75–82, 3 Abb., 6 Tafeln; E. Vogt, Die Textilreste aus dem Reliquienbehälter des Altars in der Kirche St. Lorenz bei Paspels, ZAK 23, 1963/64, 83–90, 7 Abb., 3 Tafeln; W. Sulser, Zur Baugeschichte der Kirche St. Lorenz bei Paspels, ZAK 23, 1963/64, 62–68, 8 Abb., 5 Tafeln.

PFUNGEN ZH

Reformierte Kirche. Die Reichenauer Überlieferung will wissen, dass Pirmin, der nachmalige Gründer der Benediktinerabtei auf der Reichenau im Untersee unter-

wegs dorthin in Pfungen als Einsiedler gelebt habe. Und in der örtlichen Überlieferung von Pfungen lebt das längst aufgelassene Pirminsbrünneli weiter. Offensichtlich steckt hier mehr dahinter als bloss «frommer Volksglaube». Denn es hat sich bewahrheitet, dass die Kirche von Pfungen dem heiligen Pirmin geweiht war. Eine Kirche allerdings ist für Pfungen urkundlich erst im Markenbuch des Bistums Konstanz um 1275 erwähnt.

Angesichts des geringen Umfanges des Gotteshauses konnte 1964 anlässlich der Gesamtrenovation das ganze Innere untersucht werden, und – soweit notwendig – wurden Ausgrabungen auch ausserhalb des Kirchenbaues durchgeführt. Anlässlich des Kirchenbaues von 1648/49 muss mit den Altbauten sehr gründlich aufgeräumt worden sein. Oft waren von Mauerzügen entweder nur mehr unterste Elemente und manchmal sogar bloss noch verstürztes Material oder bloss irgendwelche Spuren von einst zu Mauerfundamenten gefügten Steinreihen zu fassen. Und Fundamentgruben waren nicht zu erkennen, weil der Baugrund einen rohen Flussschotter darstellt, der vor allem im Chor sehr hoch hinaufreicht. Im Zentrum des Schiffes ist eine grössere Fläche der alten Heizanlage zum Opfer gefallen, und der grosse Westteil enthielt bis auf den gewachsenen Schotterboden eine neuere Einfüllung. Über dem gewachsenen Schotter lag im Chor-Ostteil tiefbraune humose Friedhoferde, die ziemlich dicht mit Skelettresten durchsetzt war. Ausserhalb der Kirche stösst die Friedhoferde allenthalben direkt an die Fundamente. Die alten Mauerreste wurden von ihr recht eigentlich überlagert.

Besonders schwer mitgenommen waren die mit den römischen Zahlen I und II auf dem Bauetappenplan (Abb. 133) bezeichneten Mauerrudimente, wobei der kleine Rest I wohl das älteste bauliche Element einer Nord-Süd verlaufenden Mauer darstellen muss, die mit II markierten, gut gemörtelten und aus Bollensteinen konstruierten Mauerzüge aber doch wohl Fundamentüberreste einer grösseren Ostmauer und einer dazugehörigen Nordmauer repräsentieren dürften. Indes war es nicht möglich, sie näher zu deuten. Der Mauerrest I könnte von einem karolingischen Kirchlein und die für eine solche Anlage zu breiten Fundamentrelikte II von einem hochmittelalterlichen Profanbau stammen.

Die Baureste des ersten fassbaren Kirchengrundrisses sind über allen Zweifel erhaben. Die Fundamentzüge zeigten überall Bollensteine. Sie waren gut gemörtelt. Über der eigentlichen Fundamentzone lagen südlich der Nordmauer bzw. nördlich der Südmauer des heutigen Kirchenschiffes – allerdings bloss in sehr kurzen Teilstücken – die allerletzten Rudimente des einst grossenteils, ja fast ausnahmslos aus mittleren, mehr oder weniger gut zurechtgesägten Tuffsteinblöcken konstruierten aufgehenden Mauerwerkes. Soweit feststellbar, waren diese Mauern einst 50, höchstens 60 cm breit. Das dank diesen Überresten im Grundriss gut fassbare erste Gotteshaus hatte folgende Grösse: Schiff: 10 m lang, 7,5 m breit; Chor: 3,7 m tief, 5,5 m breit.

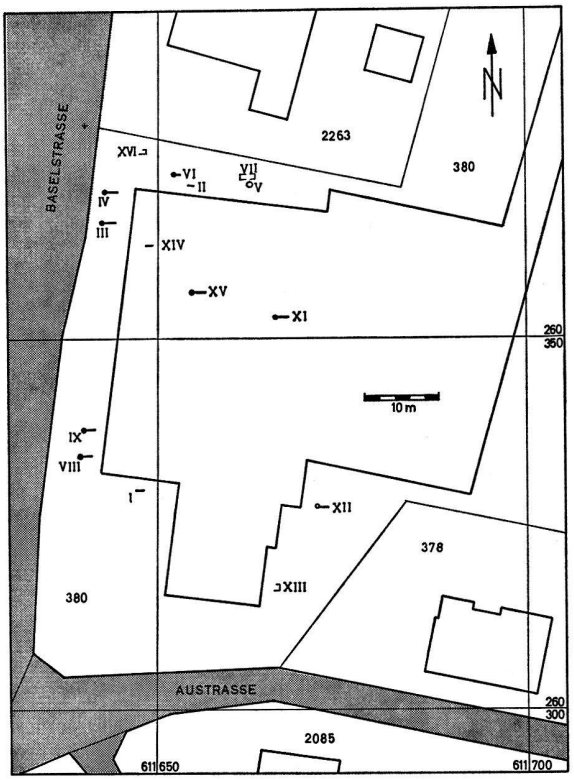


Abb. 134. Reinach BL, Rankhof. Frühmittelalterliche Gräber.

Die späteren Erweiterungsbauten werden in die gotische und die nachfolgenden Zeiten datiert (vgl. Plan Abb. 133). – W. Drack, ZD 4, 1964/65, 82ff.; B. D., Der Landbote (Winterthur) 13. 1. 1970.

REINACH BL

Rankhof. Im Jahre 1944 stiess man am Rankhof in Reinach BL beim Ausheben einer Jauchegrube auf drei frühmittelalterliche Gräber mit Beigaben (JbSGU 35, 1944, 88f.). Als im Winter 1968 der Rankhof abgerissen und im folgenden Sommer die Baugrube für einen Supermarkt ausgehoben wurde, kamen in der Baugrubenwand verschiedene Knochen und eine eiserne, stark verrostete Lanzenspitze zum Vorschein. Der Entdecker, Gymnasiast A. Furger, meldete seine Entdeckungen sofort dem Kantonsarchäologen, Th. Strübin, der kurz darauf eine Notgrabung organisierte. Unter seiner Leitung wurden insgesamt fünfzehn Gräber lokalisiert und untersucht (Abb. 134).

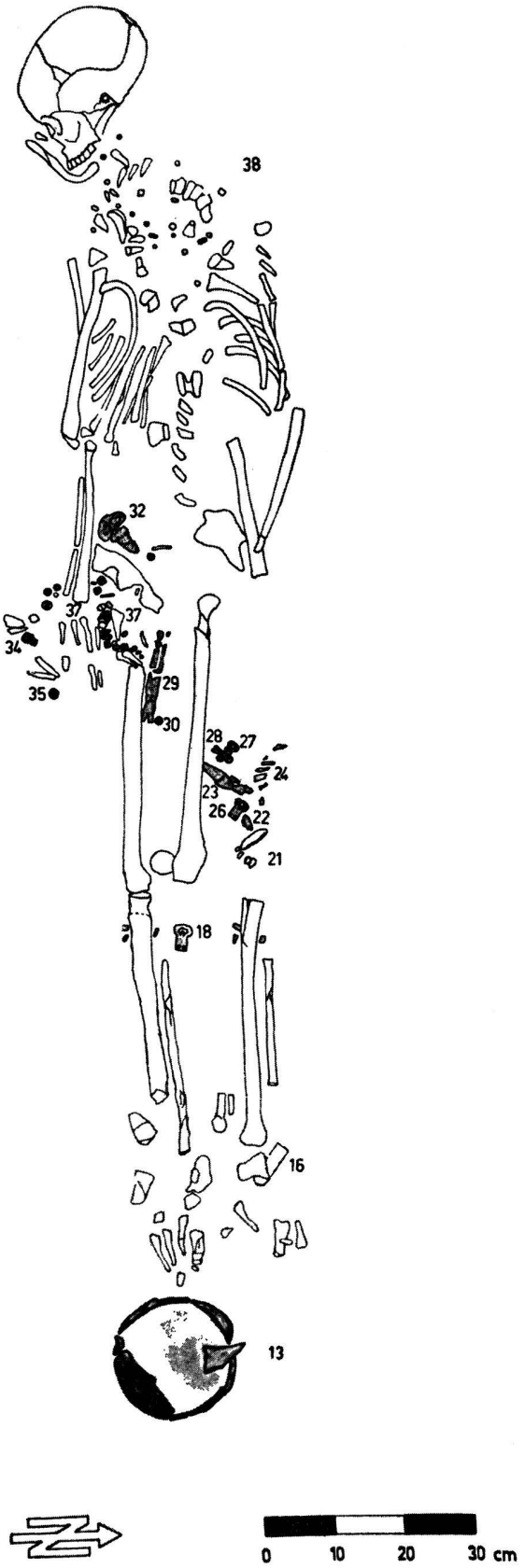


Abb. 135. Reinach BL, Rankhof. Frühmittelalterliches Grab IV. Lage der Beigaben (= Inventarnummern).

Abb. 136. Reinach BL, Rankhof. Grab IV. Rekonstruktionsversuch der Tracht anhand der gefundenen Beigaben. Man beachte die Wadenriemen und das Gürtelgehänge mit Tigerschnecke, Tasche und Schere.

Bei den Grabungen beteiligte sich A. Furger, der das von ihm freigelegte Grab IV bearbeitete. Aus seiner Auswertung entnehmen wir den folgenden Text.

Das untersuchte Grab IV (Abb. 135) lag wenige Meter östlich der Baslerstrasse, 2,10 m unter der Erdoberfläche im glazialen Birsschotter eingetieft (LK 1067, 611 643/260 370). Das Skelett war genau westöstlich orientiert, mit dem Schädel im Westen. Am Ostende war das Grab durch die Baugrube angeschnitten worden. Die Grabeinfüllung liess sich im Baugrubenprofil nur schwer erkennen: Während im natürlich abgelagerten Schotter die Steine vorwiegend horizontal ausgerichtet waren, lagen sie in der Einfüllung kreuz und quer durcheinander. Unmittelbar unter dem Skelett war eine bis zu 2 cm mächtige, dunkle Schicht zu erkennen, aus der einige Holzstückchen geborgen werden konnten (Fichtenholz nach Bestimmung durch F. Schweingruber, Bern). Im untern Teil der Grabeinfüllung, vor allem auf dem Niveau des Skeletts, kamen in unregelmässiger Anordnung etwa 70 Keramikscherben (Abb. 138, Nr. 56.12.42.) und 5 verbrannte Knochensplitter (Abb. 138, Nr. 56.12.41.) zum Vorschein. Die Leiche wurde auf der rechten Seite bestattet (Abb. 135, 5). Dies geht aus der seitlichen Lage vieler Knochen hervor.

An Beigaben und Trachtbestandteilen wurden folgende Objekte gefunden (Abb. 137–138; Taf. 61): 56.12.13. Knickwandgefäss aus Ton mit rötlichem Kern; Ober-

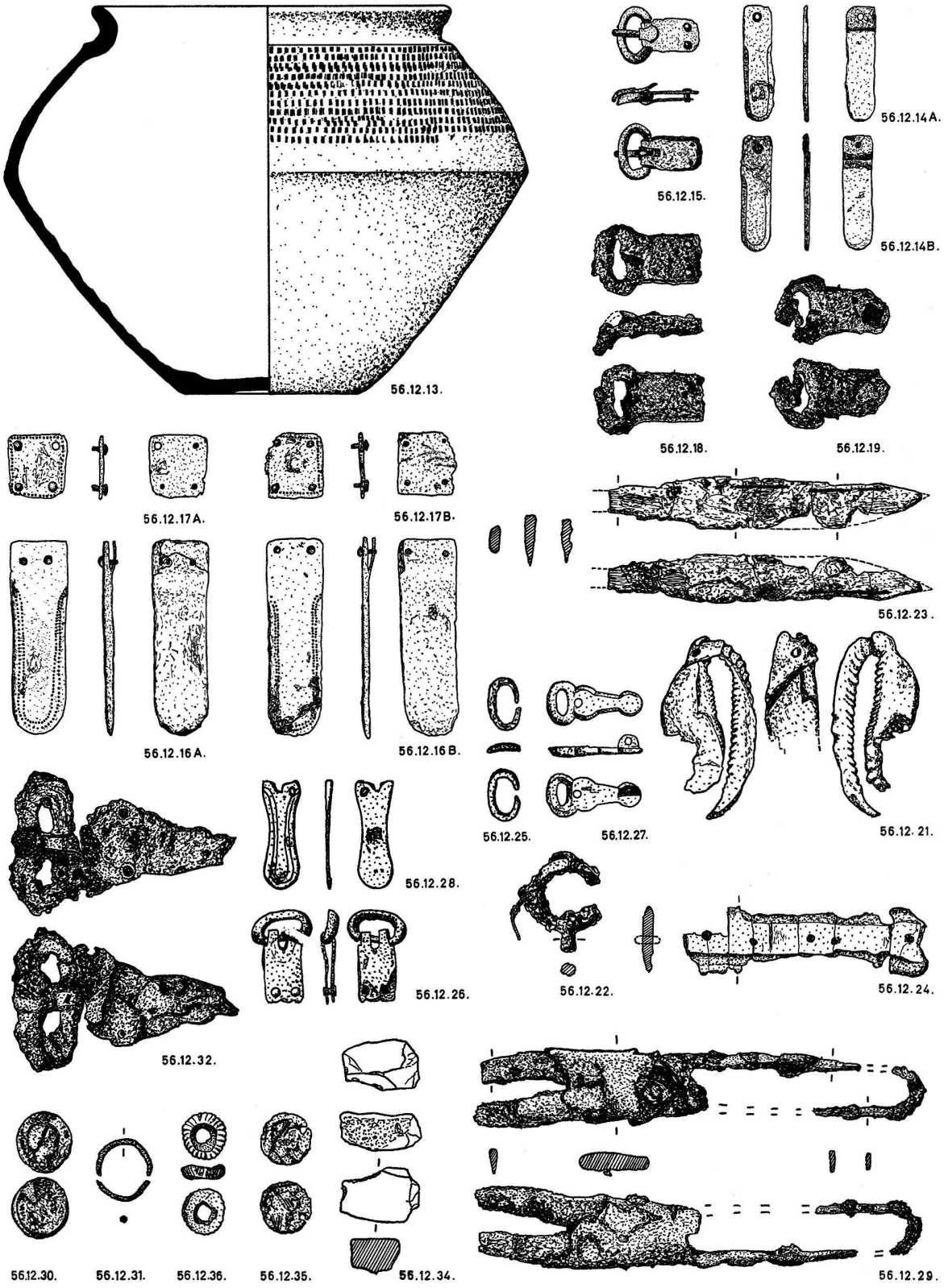


Abb. 137. Reinach BL, Rankhof. Frühmittelalterliches Grab IV, Trachtbestandteile und Beigaben. – 1:2.

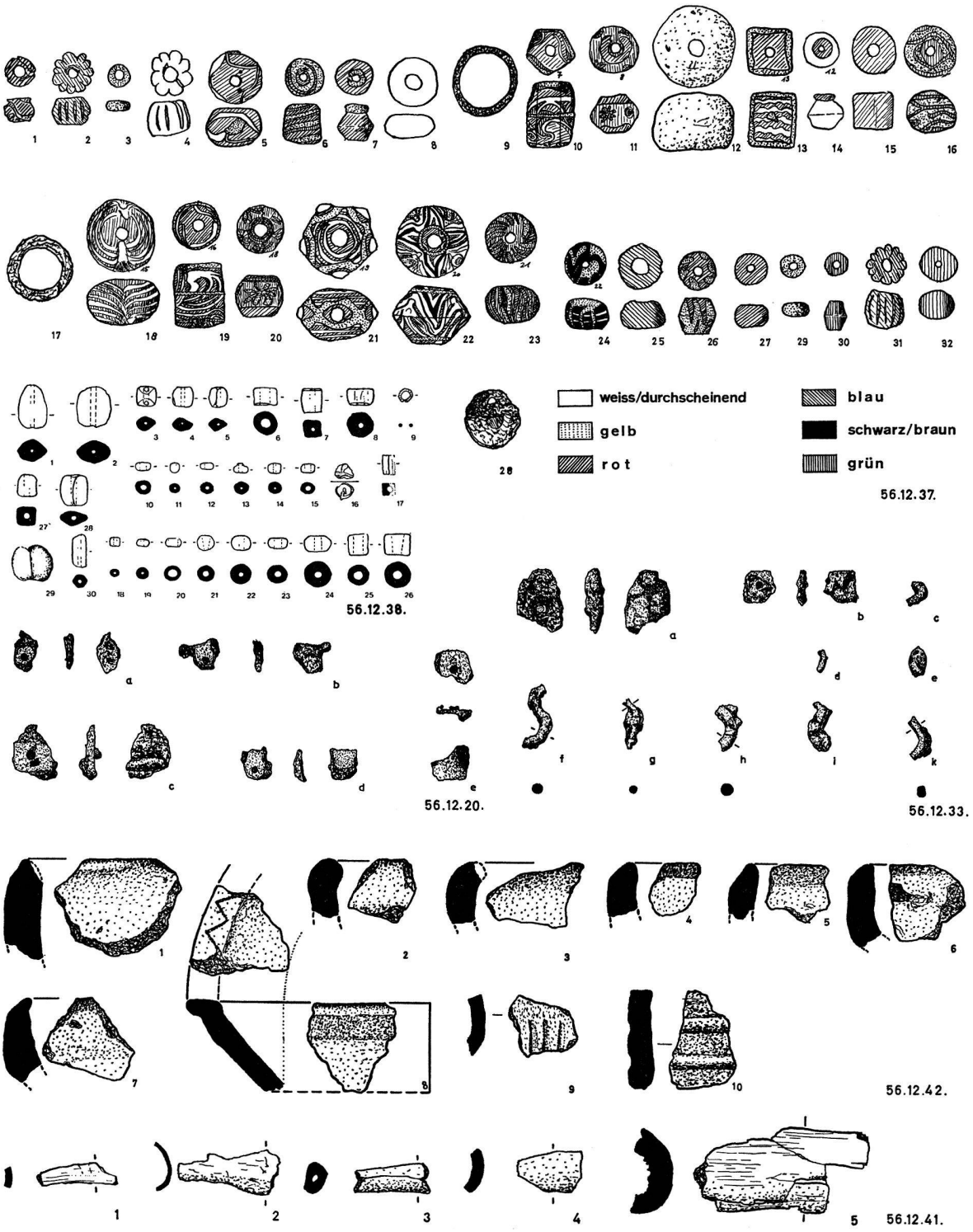


Abb. 138. Reinach BL, Rankhof. Frühmittelalterliches Grab IV, Trachtbestandteile und Beigaben. Spätbronzezeitliche Keramikscherben (56.12.42) und Knochensplitter (56.12.41) aus der Grabeinfüllung. – 1:2.

fläche schwarz, geglättet. Die Schulter trägt ein einzeiliges Zahnrädchenmuster aus kleinen Rechtecken. Das rekonstruierte Gefäss ist 130 mm hoch und hat einen grössten Durchmesser von 172 mm. – 56.12.14. Zwei kleine Riemenzungen aus Bronze, verzinnt (?). Die genaue Fundlage (bei den Füssen!) ist nicht bekannt. Länge: 38 mm. – 56.12.15. Kleine Schnalle mit Schilddorn, Laschenbeschläg und zwei Nieten aus verzinnter (?) Bronze. Fundlage nicht bekannt. Länge 29 mm. – 56.12.16. Zwei Riemenzungen mit je zwei Nieten, aus Bronze, verzinnt (?). Ein Exemplar lag unter dem linken Fersenbein, vom andern ist die Fundlage nicht bekannt. Beide Zungen weisen auf der Oberseite ein zweireihiges, parallel zu den Rändern verlaufendes Punktpunzenmuster auf. Länge: 63 bzw. 65 mm. – 56.12.17. Zwei quadratische Plättchen aus Bronzeblech, verzinnt (?), mit je vier bronzenen Nieten. Den Rändern entlang ist eine Punktreihe eingepunzt. Genaue Fundlage nicht bekannt (bei den Füssen!). 19 × 20 mm. – 56.12.18. Kleine Schnalle aus Eisen mit Laschen(?)-Beschläg und zwei Bronzenieten. Die stark korrodierte Schnalle lag wenig unterhalb des rechten Knies. Länge: 35 mm. – 56.12.19. Ähnliche Eisenschnalle wie Nr. 56.12.18. Mit zwei Bronzenieten. Streufund (lag vermutlich beim linken Knie). Länge (rekonstruiert): 38 mm. – 56.12.20. Fünf kleine bis fast zur Unkenntlichkeit korrodierte Eisenfragmente (Riemenzunge?). Fundlage: rechter Unterschenkel, unterhalb Knie. – 56.12.21. Tigerschnecke, am oberen Ende durchbohrt; lag nördlich des linken Knies. Erhaltene Länge: 59 mm. – 56.12.22. Eisenring mit angerostetem, dünnen Bronzedrähtchen; lag unmittelbar westlich der Tigerschnecke. Ringdurchmesser: 25 mm. – 56.12.23. Messer aus Eisen, in mehrere Fragmente zerbrochen und stark korrodiert; lag nördlich des linken Oberschenkels. Auf beiden Seiten ist schwach je eine parallel zum Rücken verlaufende Rille zu erkennen. Erhaltene Länge: 104 mm. – 56.12.24. Fragmente eines Beinkammes. Fundlage: nördlich Messer Nr. 56.12.23. Zähne sind keine erhalten. Es handelt sich um einen Dreilagenkamm, dessen gezahnte Mittelplatte mit zwei aufgenieteten Knochenleisten verstärkt war (6 Eisennieten). Länge: 81 mm. – 56.12.25. Kleiner ovaler Schnallen(?)-Bügel aus Bronze, Fundlage unbekannt. 17 × 10 mm. – 56.12.26. Kleine Schnalle mit Laschenbeschläg und zwei Nieten aus Bronze mit Spuren von Verzinnung (?). Der Dorn fehlt. Lag zwischen Beinkamm (56.12.24.) und Eisenring (56.12.22.). Länge: 29 mm. – 56.12.27. Kleine Schnalle mit profiliertem, festem Beschläg aus Bronze, verzinnt (?). Der Dorn fehlt. Auf der Rückseite ursprünglich zwei durchlochte Ösen, von denen eine alt abgebrochen ist. Fundlage: über der Riemenzunge Nr. 56.12.28., nördlich der Oberschenkelmitte. Länge: 31 mm. – 56.12.28. Riemenzunge aus Bronze mit Spuren von Verzinnung (?). Ein Nietloch ist alt ausgerissen und ein zweites wurde vermutlich nachträglich gebohrt. Die Zunge ist mit zwei parallel zu den Rändern verlaufenden Rillen verziert und lag unter der Schnalle Nr. 56.12.27. Länge: 36 mm. – 56.12.29. Fragmente einer Bandschere aus Eisen, sehr stark korrodiert; lag zwischen den Oberschenkeln. Erhaltene Länge: 130 mm. – 56.12.30. Bronzemünze (Follis) des spätrömischen Kaisers Constantin I., durchlocht, geprägt in Trier 312–318 n. Chr. Fundlage: neben der Schere Nr. 56.12.29. Durchmesser: 20 mm. – 56.12.31. Bronzering (2 Fragmente), neben Schere Nr. 56.12.29. gefunden. Durchmesser: 19 mm. – 56.12.32. Gürtelschnalle mit Laschen(?)-Beschläg aus Eisen mit zwei Nietunterlagen aus Bronze, aus der Beckengegend. Erhaltene Länge: 74 mm. – 56.12.33. Zehn Eisenfragmente (Reste von Riemenzunge und Kettchen?), aus der Beckengegend. – 56.12.34. Braun-weisser Feuerstein, lag südlich der rechten Hand. Länge: 26 mm. – 56.12.35. Bronzemünze (Cententionalis) des Valentinian I., durchlocht, 364–375 n. Chr. Fundlage: bei den Fingerknochen. Durchmesser: 17 mm. – 56.12.36. Ring aus Bronze, mit radialer Rillenverzierung; von der rechten Hand. Durchmesser: 14 mm. – 56.12.37. Armkette: 2 Bronzeringe, 1 Bronzemünze des Constantin I. (330–340), durchlocht, 1 Tonperle und 28 Perlen, meist aus mehrfarbigem, opakem Glas. Die Perlen konnten grösstenteils in ihrer ursprünglichen Reihenfolge bei den Handknochen geborgen werden. – 56.12.38. Halskette: 2 Perlen aus Amethyst, 2 aus gebranntem Ton, 4 aus Bernstein und 53 Perlen aus opakem Glas; aus der Halsgegend. 39 der Glasperlen sind rot bzw. gelb. –

Die Spuren von Fichtenholz unter dem Skelett deuten auf ein Totenbrett hin, auf dem die Leiche aufgebahrt wurde.

Das zu Füssen aufgefundene Knickwandgefäss (56.12.13.) hat zahlreiche Parallelen vorwiegend im Mittelrhein- und Moselgebiet, in einem Gebiet, das von den Franken besiedelt war. In der Schweiz wurden bisher etwa 50 Knickwandgefässe verschiedener Form, Proportion und Verzierung in Gräbern gefunden. Im Raume Basel ist eine besonders dichte Fundstreuung zu beobachten. – Eine chemische Analyse des Erdinhaltes des Reinacher Knickwandtopfes hat einen etwas höheren Phosphatgehalt als die umgebende Erde ergeben, der vielleicht auf organisches Material zurückzuführen ist, das der Toten im Gefäss mitgegeben wurde (Speisebeigabe). Eine Pollenanalyse dieser Erdprobe verlief erfolglos. – Die beiden kleinen Riemenzungen (56.12.14.) und die Schilddornschale (56.12.15). dienten einst als Schuhverschlüsse. – Eine zweite Schnalle dürfte bei der Entdeckung des Grabes wohl übersehen worden sein. – Aus demselben Material wie die Schuhverschlüsse hergestellt sind zwei grosse, verzierte Riemenzungen

(56.12.16.) und zwei Quadratbeschläge (56.12.17). Sie bilden den Abschluss von sogenanten Wadenriemen (vgl. Rekonstruktionsversuch Abb. 136). Die beiden Eisenschnallen (56.12.18. und 19.) dürfen als Strumpfbandschliessen gedeutet werden, wie sie im Adeligengrab in der Kirche von Bülach, im Grab der Arnegundis in Paris-St-Denis und in Köln-Müngersdorf, Grab 127, beobachtet wurden.

Eine Tasche war links am Gürtel befestigt und hing an einem etwa 40 cm langen Riemen. Zuunterst war eine Tigerschnecke (56.12.21.), die vom Roten Meer nach Mitteleuropa verhandelt wurde, als Amulett am Taschenriemen befestigt; weiter oben hing eine Eisenschere (56.12.29.). Die Tasche selbst war mit einer Schnalle (56.12.26.) verschliessbar; der dazugehörige Riemen war durch eine Zunge (56.12.28.) verziert. Zum Tascheninhalt gehörten wohl der Beinkamm (56.12.24.), ein Eisenring unbekannter Verwendung (56.12.22.) und ein kleines Messer (56.12.23.); vgl. dazu Rekonstruktionsversuch Abb. 136. Der Gürtel war etwa 3 cm breit und wurde mit einer eisernen Schnalle geschlossen (56.13.32.). Leider ist das Beschläg schlecht erhalten, so dass keine Aussagen über seine ursprüngliche Form gemacht werden können.

Die spätrömische Bronzemünze 56.12.35. dürfte der Toten wohl absichtlich für den Weg ins Jenseits in die Hand gelegt worden sein. – Im Bereich der Handknochen lagen in einer Reihe 28 mehrfarbige Glasperlen, eine Tonperle, zwei Bronzeringe und eine durchlochte Münze (56.12.37.). Sie gehören zu einer Kette, die am Handgelenk getragen wurde. – Die 61 Perlen der Halskette (56.12.38.) sind sehr einfach geartet und können nicht zur Datierung herangezogen werden.

Anhand der Beigaben datiert A. Furger das untersuchte Grab in die Zeit um 600 n. Chr. Die Verbreitung der Knickwandgefässe der Form Reinach hat ihren Schwerpunkt im fränkischen Gebiet (Mittelrhein, Mosel). Der Anteil an Knickwandgefässen in schweizerischen Gräbern ist sehr klein; er beträgt nur 0–2%. Ausnahmen bilden die beiden Gräberfelder Basel-Bernerring und Reinach-Rankhof, wo solche Töpfe in 53 bzw. 44% der Gräber vorkommen. Derart hohe Knickwandkeramikfrequenzen trifft man sonst nur in fränkischen Gräberfeldern an. Ob das Reinacher Gräberfeld fränkisch ist, wird erst die gesamthafte Bearbeitung der Gräber ergeben.

Etwa 70 Keramikscherben aus der Grabgrube (56.12.42.) sind nicht frühmittelalterlich, sondern spätbronzezeitlich. Darauf hin deuten einige Randprofile, die schrägt abgestrichen sind, oder ein Exemplar mit eingeritztem Zickzackmuster auf dem horizontal auslaufenden Rand. Die fünf mitgefundenen Knochensplitter (56.12.41.) sind stark verbrannt, zum Teil sogar kalziniert. Ein Stück stammt nachweisbar von einem menschlichen rechten Oberschenkel. Die andern Fragmente sind nicht bestimmbar. Wahrscheinlich sind diese Keramikscherben und Knochenstücke Reste einer spätbronzezeitlichen Brandbestattung (um 1100 v. Chr.), die beim Ausheben der frühmittelalterlichen Grabgrube gestört wurde. – KMBL Liestal. – A. Furger, Ein frühmittelalterliches Frauengrab aus Reinach BL, Schweizer Jugend forscht 4, 1971, Nr. 5, 11ff.

RICKENBACH LU

Grütacker, Kiesgrube. Bibliographie: François Lombard, Alemannengräber bei Rickenbach LU, Jahresschrift der Hist. Vereinigung Wynental 1960, 35–38 (Funde von 1912, 1924, 1925, 1948, 1957.

RICKENBACH ZH

Büel. Bei Um- und Aushubarbeiten am Bauernhaus Vers.-Nr. 68 stiess man westlich und südlich von nicht näher deutbaren Gruben und zwei verschiedenartigen Mauerfundamenten auf Skelettreste. Die von der Kantonalen Denkmalpflege unter der örtlichen Leitung von S. Nauli vom 13. bis 15. September 1965 durchgeführten Untersuchungen führten zur Freilegung von frühmittelalterlichen Gräbern. Das Grab 1 war durch eine westwärts leicht gerundete dünne Mauer, das Grab 3 bei Anlage einer ovalen Grube gestört worden, Grab 2 dagegen lag noch einigermasesn intakt in der anstehenden schotterdurchsetzten Lehmerde, ohne jegliche Steinsetzung und etwa 50 cm unter der heutigen Bodenoberfläche bzw. 69 cm unter der modernen Türschwelle des Neubaues. Das Skelett zeigte gute West-Ost-Richtung. Ähnlich stand es mit den Gräbern 1 und 3.

Grab 1: ohne Beigaben. – Ein fast vollständiges Skelett mit Schädel (ohne Hände und Füsse), mit schwerer Arthritis der Wirbelsäule, eines männlichen maturen Individuums. Etwa 50 Jahre alt. Erhaltungszustand der Knochen: relativ gut.

Grab 2: Das linke Hüftbein lag verkehrt auf dem Schädeldach. Die Armteile waren gestört, ebenso ein Teil der Brustgegend. Am linken Fuss Schuhschnallen über den Fussknochen (Taf. 60, 3). Beim rechten Fuss lag nur der linke Schnallenteil in situ. Die Riemenzunge fand sich nördlich des linken Fusses, und das stark oxydierte Eisenstück lag unter dem Oberschenkel. Die Perlen lagen in bogenförmiger Anordnung in 2–4 cm Abständen unmittelbar östlich des Kiefers. Es machte den Eindruck, als wären einst noch Perlen von vergänglichem Material dazwischen gelegen. Zwei Stück der gelben, ganz weichen und porösen runden Perlen zerfielen bei der Bergung.

Von einer Grabeinfassung war nichts festzustellen, aber in einer Breite von 20 bis 30 cm zeigte der Boden eine bräunliche Verfärbung. – Ein fast vollständiges Skelett mit fast vollständigem Schädel, mit Händen und Füssen eines weiblichen, etwa 20 Jahre alten Individuums. Erhaltungszustand der Knochen gut.

Von Grab 3 waren nur noch die Oberschenkelknochen in ihrer ursprünglichen Lage feststellbar. Die Beinknochen liegen unter der Mauer des östlich gelegenen Hauses. Keine Beigaben. – Postkraniale Fragmente eines männlichen adulten Individuums. Beiliegend: Tibia eines Tieres (Vogel?). Erhaltungszustand der Knochen: relativ gut.

Vor Entdeckung der Gräber 1 bis 3 war man 1965 bei Aushubarbeiten südlich des Bauernhauses Vers.-Nr. 68 auf Skelettreste gestossen. Trotz der Einsprache von F. Bachmann führte man aber die Bauarbeiten unbekümmert weiter. Nach Aussage eines Gewährsmannes sollen mindestens zwei Gräber zerstört worden sein.

Die 1965 geborgenen Gräber gehörten zu einem grösseren Gräberfeld auf dem Büel, das laut örtlicher Überlieferung seit Menschengedenken immer wieder bei Bauarbeiten angeschnitten wurde. Der Eigentümer des östlich anstossenden Bauernhauses Vers.-Nr. 67 stiess 1902 beim Abbruch eines Altbaues südlich seines Hauses auf Gräber. Es soll damals ein «Schwert» zum Vorschein gekommen sein, das Prof. Friedrich Hegi an sich genommen habe. Das Objekt ist leider heute nicht mehr auffindbar. Nahe der Fundstelle soll einst eine Kapelle gestanden haben. – SLM Zürich. – W. Drack, ZD 4, 1964/65, 92f.

RÜSCHLIKON ZH

Mühlestrasse. Gemäss einer Meldung in ASA 4, 1902/03, 242 sollen in jener Gegend früher schon Tuffsteingräber zutage gefördert worden sein. Bei Bauarbeiten 1960 wurde deshalb die Aushubstelle überwacht, jedoch keine Anzeichen von Tuffsteingräbern festgestellt. – ZD 3, 1962/63, 75.

RUSCHEIN GR

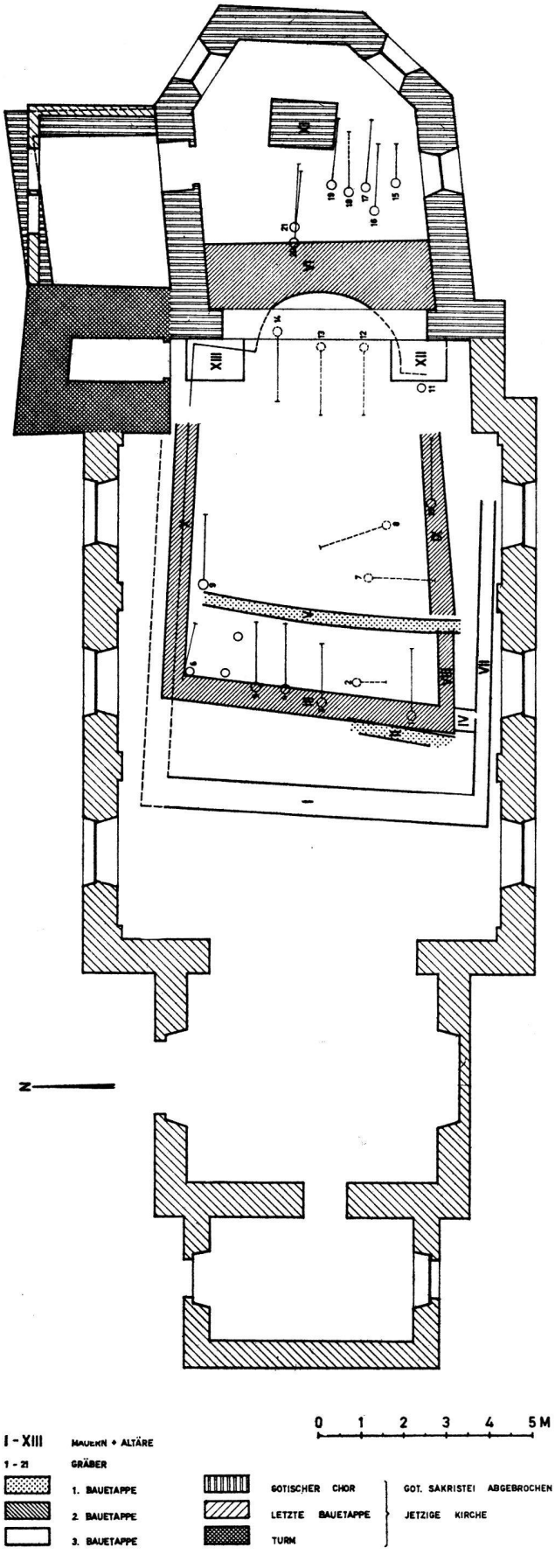
Kirche Son Gieri/Pleun de Buora. Aus einem Bericht von H. Erb über Ausgrabungen des Rätischen Museums entnehmen wir den folgenden Text:

Am Sonnenhang hoch über der Gruob liegt auf dem östlichen Ausläufer eines felsigen Hügelzuges, der das Dorf selbst weitgehend verdeckt, das Wahrzeichen von Ruschein, die im Frühmittelalter begründete Dorfkirche Son Gieri. Der mannigfach gegliederte Hügelrücken trägt den Namen Pleun de Buora. Sein lichter Waldbestand birgt neben den vergleichsweise jungen Ruinen des hochmittelalterlichen Adelssitzes Frundsberg bzw. Frauenberg Spuren menschlichen Wirkens, die um Jahrtausende älter sind als Burg und Gotteshaus. Weithin zerstreut liegt dort ein gutes Dutzend verschiedenartiger Schalensteine, solche mit wenigen grösseren und tiefern Schalen, andere mit zahlreichen, zum Teil auch durch Rinnen verbundenen kleinen Näpfchen. Den Archäologen sind diese urtümlichen Steindenkmäler längst bekannt, doch tappt man ob der Frage nach ihrer Zweckbestimmung und nach ihrem Alter noch immer im Ungewissen.

Im Zusammenhang mit der Erstellung eines Waldpfades traten 1965 westlich der Burg auf dem Hügelkamm Trockenmauerzüge zutage, die auf Grund von Gefässcherben und einer ca. 19 cm langen bronzenen Ziernadel in die Zeit zwischen 1500 und 1200 v. Chr. datiert werden können. Nach Lage und Alter ist die dadurch ausgewiesene mittelbronzezeitliche Höhensiedelung von Pleun de Buora und andere mit den Fundstellen auf der Mutta bei Fellers, auf Jörgenberg bei Waltensburg und mit Crestaulta im hintern Lugnez zu vergleichen. Ein offenbar zugehöriger Bestattungsplatz liess sich – vorläufig durch zwei allerdings gestörte Skelettgräber mit Steinumrandung und Steinplattenboden sowie eine weitere Bronzenadel bezeugt – zutiefst unter Son Gieri ermitteln.

Es muss spätern und systematischen Forschungen vorbehalten bleiben, den Wohnsitzen und dem Gräberfeld der Bronzezeitleute von Ruschein weiter nachzugehen. Es sei lediglich noch vermerkt, dass die mündliche Überlieferung erzählt, Alt-Ruschein hätte sich über Pleun la Caglia, den Wiesenhang rund 300 m südlich unterhalb Pleun de Buora hingezogen. Am obern Rand dieses Gebietes sind im Jahre 1955 ca. 80 m von Son Gieri entfernt zwei ostwärts orientierte Skelettgräber aufgedeckt worden, die wohl magische Vorstellungen ausweisende reiche Holzkohlebeigaben sowie eine römische Gefässcherbe enthielten. Mit allen Vorbehalten darf man diese Bestattungen der Übergangszeit von der Spätantike zum Frühmittelalter zuweisen.

Gegen ein Dutzend frühmittelalterliche Gräber mit Steineinfassung und Deckplatten sind auch in der Kirche Son Gieri, deren Untergrund im Zusammenhang mit dem Umbau von 1965/66 archäologisch untersucht werden konnte, zutage getreten. Die wenigen Grabbeigaben wie Spinnwirtel, Bronzeknopf und Zierscheibe ermöglichen allerdings keine exakte Datierung; weil aber eine zwar im Füllmaterial eines neuzeitlichen Priestergrabes gehobene Goldmünze wahrscheinlich aus einem zerstörten frühmittelalterlichen Grab stammt, darf man das seltene Stück für die Altersbestimmung dieser Bestattungen sowie zweier sie ost- und westseits hart begrenzenden paralleler Mauerzüge beiziehen. Wie ein gleichartiges Exemplar aus Tarasp wurde dieser römische Prägungen schlecht imitierende Goldtriens



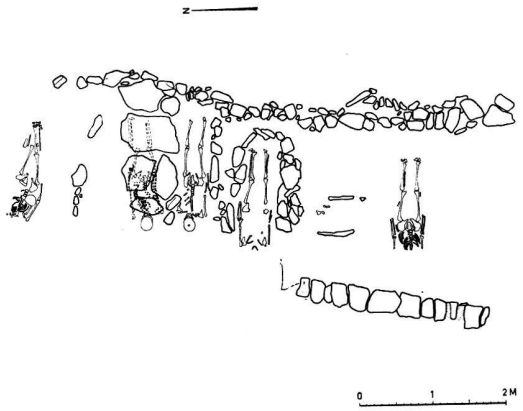


Abb. 140. Ruschein GR, Kirche Son Gieri. Fundamentreste der 1. Kirche aus dem 7. Jh. mit frühmittelalterlichen Gräbern. – 1:100.

von einem der beiden Langobardenkönige Authari oder Agilulf zwischen 584 und 615 ediert (Tafel 62, 1). Die genannten Parallelmauern können als letzte Reste eines zur Aufnahme bedeutender Toter vorgesehenen westlichen Anbaus an die allererste Georgskirche, deren Grundriss der archäologische Befund nicht mehr verrät, angesprochen werden (Abb. 139 und 140).

Son Gieri I wäre demnach in den Anfangsjahrzehnten des 7. Jh. unter Dach und Fach gewesen. Damals lag Churrätien nominell zwar im Machtbereich der merowingischen Frankenkönige, wurde aber tatsächlich von den einheimischen Victoriden regiert, die auch in Ruschein einen 765 erwähnten Gutshof besassen.

Klarer, aber doch auch mit gewissen Vorbehalten hinsichtlich der zeitlichen Zusammengehörigkeit von Laiensaal (Schiff) und östlichem Priesterraum (Chor), lässt sich das nächstjüngere und wohl grössere Gotteshaus, Son Gieri II, erfassen (Abb. 139 und 141). Diese allgemeine Unsicherheit bei der Interpretation aller – zumeist ja nur im Fundament erhaltenen – Baureste hängt einmal mit der zum Teil radikalen Zerstörung ganzer Bauteile vorangehender durch nachfolgende Bauten und sodann mit dem sehr unebenen felsigen Baugrund, der winkelrechtes Bauten damals offenbar nicht erlaubte, zusammen. Sie ist schliesslich eine Folge der Unmöglichkeit, die archäologischen Untersuchungen unter den romanischen Turm, vor allem aber unter die Ostmauer der frühmittelalterlichen Apsis und die Fundamente des gotischen Chorbogens vorzutreiben,

←

Abb. 139. Ruschein GR, Kirche Son Gieri. Ausgrabungsplan 1965. – 1:150.

da diese Bauglieder weder abgebrochen noch unterhöhlt werden durften.

Diese Einschränkungen vorausgesetzt, präsentiert sich Son Gieri II, dessen Westmauern über den zu Son Gieri I gehörenden Gräbern stehen, als eine etwas verschobene, d. h. nicht rechtwinklige Einapsidensaalkirche. Die mehr segment- als halbkreisförmige Apsis von 1,6 m westöstlicher Tiefe schloss – ein eher seltener Fall im Bündner Bestand – aussen mit gerader Front ab. Innen war sie in üblicher Art beidseits eingezogen. Gut 1 m westwärts im Saal fanden sich letzte Spuren einer Chorstufe, evtl. einer Chorschranke. Der langrechteckige Kirchensaal selbst zeigte eine lichte Weite von ca. 7,6 × 6,0 m. In diesem ist wohl nur ausnahmsweise beerdigt worden. Der zugehörige durch Hinterfüllung von Böschungsmauern gewonnene Friedhof konnte wenigstens ostwärts, und zwar im Baugrund des gotischen Chores und dessen Altar, durch mehrere Erdbestattungen nachgewiesen werden.

Es besteht aller Grund, die beschriebene, zweifelsfrei frühmittelalterliche Anlage mit der im karolingischen Reichsgutsurbar von ca. 831 erstmals erwähnten «ecclesia in Ruisne» gleichzusetzen. Die Georgskirche in Ruschein gehörte damals zusammen mit den erst im 16. bzw. 17. Jh. abgetrennten Tochterpfarreien Siat und Ladir dem Königskloster Pfäfers, das dementsprechend den Seelsorger ernannte. Ob Son Gieri II noch im 8., oder erst zu Beginn des 9. Jh. gebaut wurde, lässt sich nicht entscheiden. Die Kirche fiel mit Ausnahme des spätromanischen Turmes dem Neubau von 1496 zum Opfer. – H. Erb, Pleun de Buora und Son Gieri zu Ruschein, Ausgrabungen des Rätischen Museums 1965, Neue Büdner Zeitung 18. 6. 1966; E. Bernareggi, Due tremissi longobardi trovati nei Grigioni, Schweiz. Münzblätter 17, 1967, 9–12, 2 Abb.

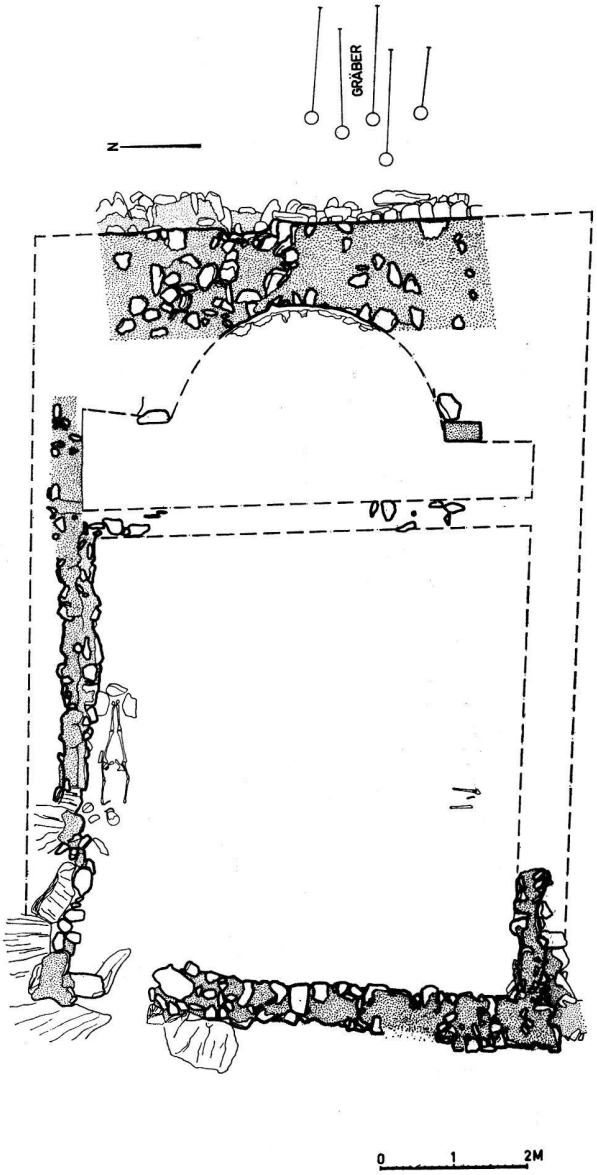


Abb. 141. Ruschein GR, Kirche Son Gieri. Grundriss der 2. Kirche aus dem 8./9. Jh. – 1:100.

SAGOGN GR

Schiedberg. Anlässlich der Grabungen im Bereich der mittelalterlichen Ruine kamen prähistorische, römische und frühmittelalterliche Funde zum Vorschein. Im Jahre 1965 fand man einen Goldtriens (Tafel 62, 2) des Langobardenkönigs Cunincpert (680/700). – E. Bernareggi, Due tremissi longobardi trovati nei Grigioni, Schweiz. Münzblätter 17, 1967, 9–12, 2 Abb.

SCHAFFHAUSEN SH

Berslingen. Die im Jahre 1968 unter der Leitung von W. U. Guyan begonnenen Ausgrabungen der Wüstung Berslingen war bedingt durch die Nationalstrasse 4, deren Trassee mitten durch das einstige Dorf verläuft. In mehreren Kampagnen konnten in den folgenden Jahren die Siedlungsreste eines grossen Teils des Dorfes untersucht werden. Es konnten nachgewiesen werden: Stück einer Strasse, Grundrisse von mehreren Gross- und zahlreichen Grubenhäusern, Webstuben, Ställen, Eisenhütten, einer Kirche sowie Gräber des Friedhofs. Berslingen war – mit Ausnahme der Kirche – ein reines Holzdorf, das bald nach 1200 untergegangen ist. Die Anfänge liegen im Frühmittelalter (8. Jh.). Eine Urkunde aus dem Jahre 846 besagt, das ein Hof in «Berslinga» seinen Besitzer wechselte. – Vorberichte über die Ausgrabungen: W. U. Guyan, Ausgrabung des mittelalterlichen Dorfes Berslingen, Ur-Schweiz 33, 1969, 41ff.; Neue Zürcher Zeitung 26. 9. 1968; Schaff-

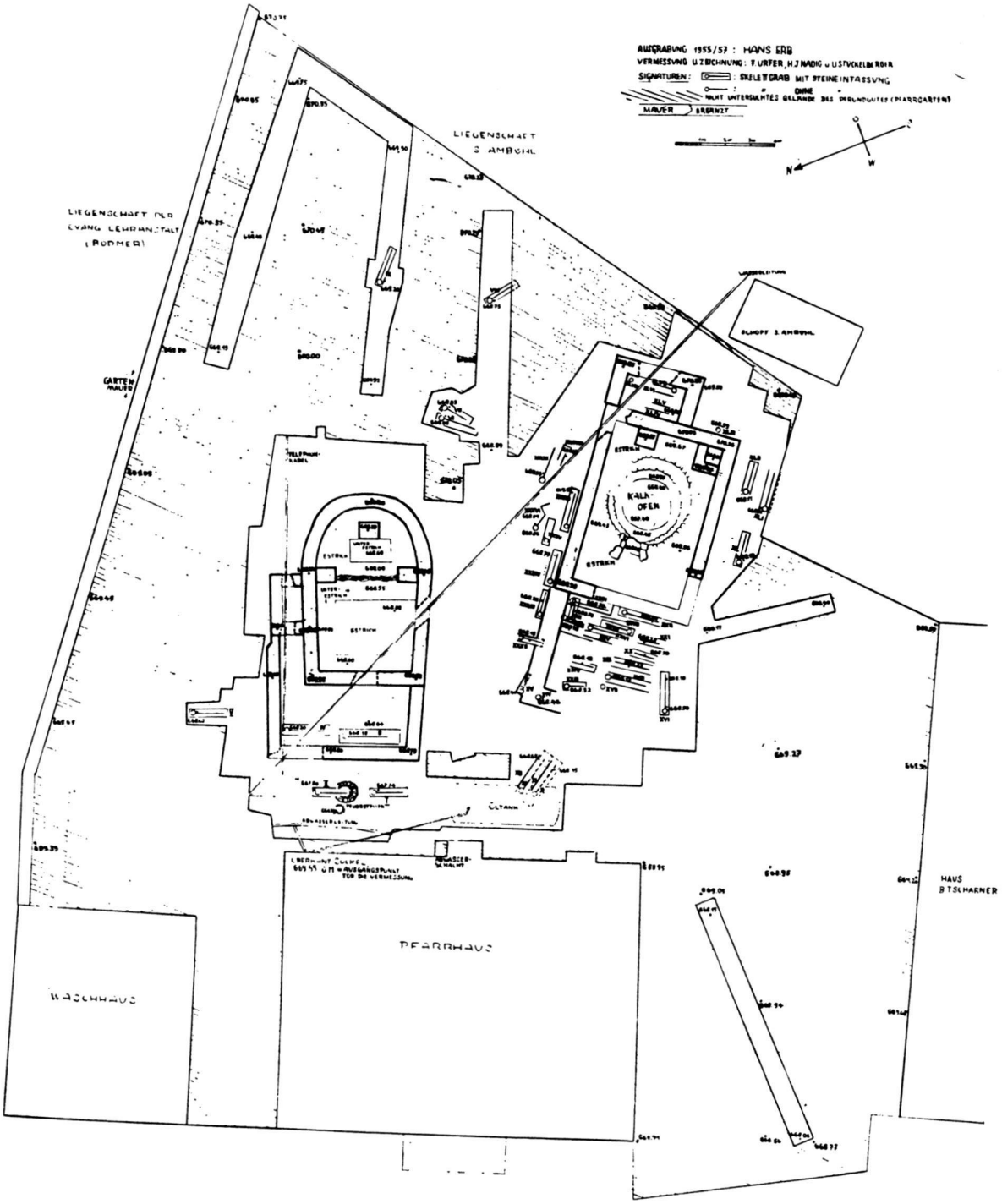


Abb. 142. Schiers GR, Pfarrhausgarten/Pfrundgut. Schematischer Übersichtsplan. – 1:250.

hauser Zeitung 12. 4. 1969; Neue Zürcher Zeitung 18. 1. 1970; Schaffhauser Nachrichten 30. 5. 1970.

SCHIERS GR

Pfarrhausgarten/Pfrundgut. Seit ca. 50 Jahren sind bei Bauarbeiten nördlich des Schierser Pfarrhauses und östlich der Schuderser Strasse immer wieder Skelettgräber angeschnitten und auf Grund spärlicher Beigaben summarisch ins Frühmittelalter datiert worden. Aber erst erneute Grabfunde direkt hinter dem Pfarrhaus im Jahre 1955 gaben Anstoss zu systematischen Untersuchungen von 1955–1960. Der nachfolgende, etwas gekürzte Bericht stammt vom Ausgrabungsleiter H. Erb.

Es sind rund 100 Bestattungen bekannt geworden.

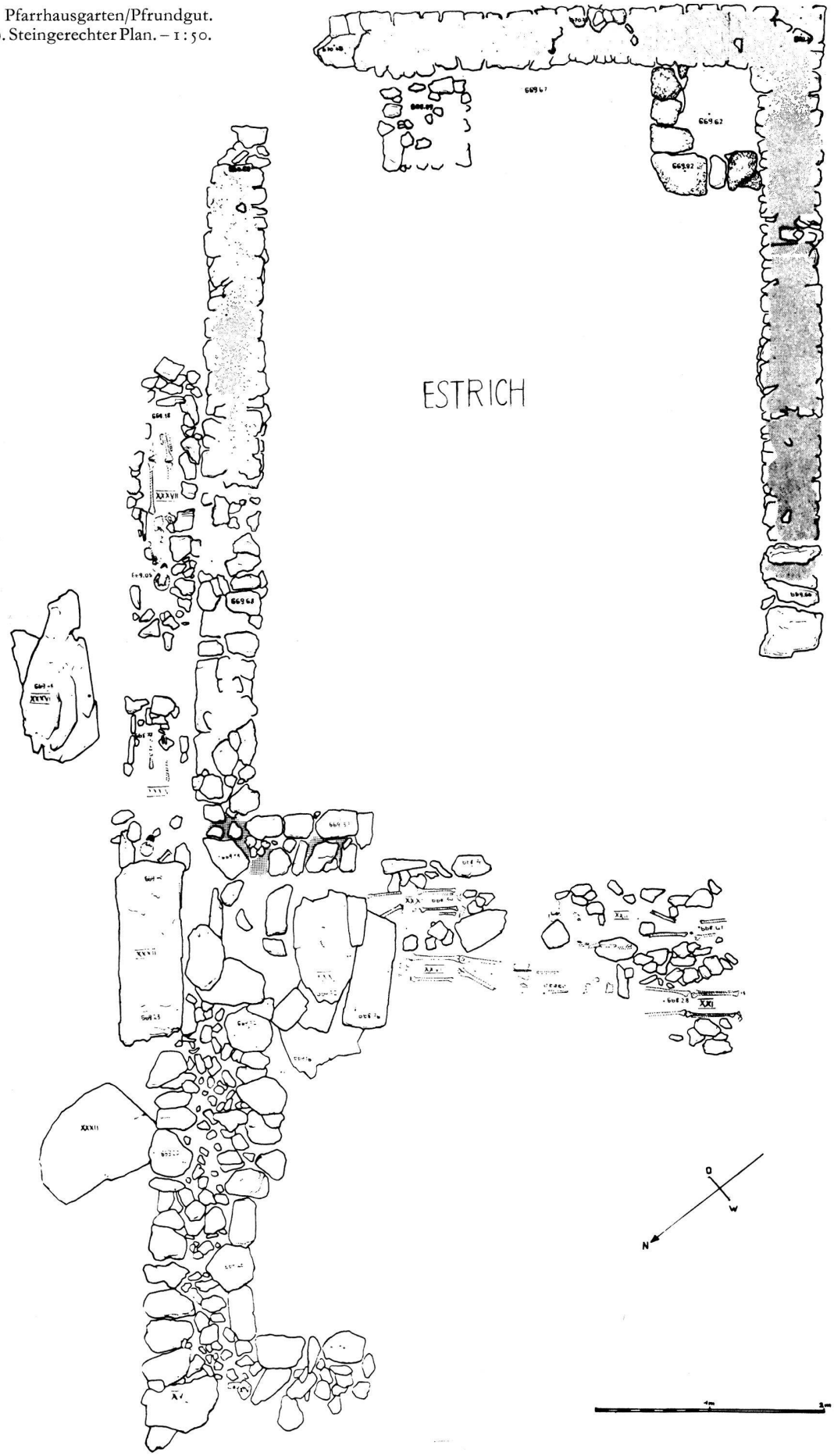
Sie verteilten sich unregelmässig über ein Feld von ca. 60 auf 110 m. Dicht belegte Zonen wurden bisher rings um die ältere der beiden Kirchen sowie unter dem Nebengebäude des heutigen Pfarrhauses, d. h. knapp 10 m nordwestlich der jüngeren Kirche, untersucht (Abb. 142). Die Kirchensäle selbst waren frei von Gräbern, die Grablegungen in den ummauerten Vorräumen, evtl. Vorhöfen, je westlich anschliessend an die beiden Kirchen, zeugen vom Bestreben der Gläubigen, ihre Toten möglichst in geheiligtem Raum zu bestatten. Die Toten (ausschliesslich Skelettgräber) wurden zumeist in Rückenlage, nur ausnahmsweise in Hockerstellung, und zwar entweder mit Blick noch Osten oder nach Süden, beigesetzt. Wenige Tote ruhten in blosser Erde; in der Regel waren sie mit einem Steinkranz oder mit einem niederen Trockenmäuerchen umfasst (Taf. 63). Ein Grab war von grossen behauenen Platten begrenzt. Eine der beiden einhäuptig gemauerten, von Platten bedeckten Grüfte mit Kalkmörtelböden, die je mehrere Skelette bargen, schloss direkt an die Ostwand der älteren Kirche an (Abb. 143, 144), die andere lag nordwestlich der jüngeren Kirche in freiem Feld (Abb. 145, 146). Holzspuren in den Gruben zeigten Totenbretter, seltener Särge an; in einem Fall handelte es sich um einen Totenbaum.

Die mit Erde, verschiedentlich auch mit grösseren Steinen überschütteten Bestattungen waren an der Erdoberfläche mehrfach durch grobe Platten aus Bündnerschiefer markiert. Als Ausnahme hatte sich über einer Fusspartie sogar ein aufrecht stehendes Steinmal erhalten. Die in Rätien – möglicherweise als Rest eines urzeitlichen Feuerkults – einst sehr verbreitete Sitte, Holzkohlestücke im Grab zu deponieren oder beim Einfüllen mit der Erde zusammen die Überreste eines Feuers in die Grube zu werfen, konnte auch in Schiers beobachtet werden. Bei verschiedenen Skeletten lagen einzelne Tierknochen, vielleicht deuten sie auf den Brauch der Totenmahlzeit hin. Eine spätrömische Bronzemünze und drei beinerne Doppelkämme müssen als Grabbeigaben, eine eiserne Gürtelplatte, zwei bronzene Armbänder, ein bronzener und zwei silberne Ohrringe sowie eine grüne Glasperle mit roten Augen als Bestandteile der Totentracht gewertet werden (Taf. 64–65). Die Gegenstände erlauben eine summarische Datierung der Gräber ins 4., 5. und 6. Jh. Gemessen an der Zahl von rund hundert Bestattungen ist dieser Bestand an Kleinfunden ausserordentlich dürftig, aber gerade diese Dürftigkeit erhärtet die Annahme, dass es sich im wesentlichen nicht mehr um heidnische, sondern um christliche Grablegungen handelte.

Bevor die beiden christlichen Kirchen, um die sich die Mehrzahl der Gräber gruppiert, gebaut wurden, rauchte in Schiers – und zwar genau an der Stelle der älteren Kirche – ein Kalkbrennofen. Auch wenn er nach Ausweis einiger Gefässcherben, einer grossen bronzenen Gewandfibel (Taf. 65, 1) und zweier in Trier (Taf. 64, 1 Mitte) und Rom geprägter Kaisermünzen im Ruinenschutt spätestens im 4. Jh. erstellt worden ist, unterscheidet er sich in der Konstruktion nur unwesentlich von den zahlreichen Kalköfen, die noch bis in unser Jahrhundert hinein allenthalben in Graubünden in Betrieb gestanden haben. Vier kaiserzeitliche Kalköfen wurden 1934 übrigens auch auf der Luzisteig untersucht. Der Schierser Ofen hatte die Form einer leicht gequetschten Birne von maximal 3,3 m lichtem Durchmesser. Er war 1,2 m in den Gehängeschutt eingetieft; die wohl wesentlich höhere oberirdische Partie mit den Zuglöchern muss spätestens beim Bau der ersten Kirche eingeebnet worden sein. Die nach aussen durch Flügelmauern schiesschartenförmig erweiterte Anfeuerungsöffnung lag 0,75 m höher als der Boden des Ofens. Dessen Innenwände waren mit Bollensteinen verkleidet. Als Bindemittel diente Lehmmörtel, der unter der Hitzeeinwirkung – man rechnet beim Kalkbrennen mit 800–1000 Grad – schliesslich zu Backstein erhärtete. Offenbar hat der Brennofen zuletzt noch als Einsumpfgrube gedient, in welcher die Löschung des gebrannten Kalkes durch Wasser erfolgen konnte. Anders lässt sich die Vermauerung der Feuerungsöffnung und vor allem die leicht konische Vertiefung des Innenraumes um 0,6 m kaum erklären.

Dass der nach Südosten orientierte und nicht gegliederte rechteckige Saalbau (Innenmass 6,5 × 4,4 m) über der Kalkzubereitungsanlage als christliche Kirche gedeutet werden muss, darauf weisen Bestattungen, die sich ringsherum eng an die Aussenmauern schmiegten, sowie ein sekundär errichtetes Altarfundament an der inneren Südostmauer hin (Abb. 143, 144). Dieses erste Schierser Sakralgebäude lässt sich auf Grund von Münzen, Keramikfragmenten, einer Gewandfibel und einem Doppelkamm unter seinem Kalkmörtelboden und in einem Grab an der Nordostseite (Taf. 65, 2) in das 4./5. Jh. datieren. Es wird damit hinsichtlich seines Alters von keiner der bekannten christlichen Kultbauten Graubündens übertroffen. Die 0,5 m mächtigen Mauern, deren lagerhaft geschichtete Bollen- und Bruchsteine ein erstklassiger quarzgemagerter Kalkmörtel mit beigemischtem mergeligem Schrot felsenhart zusammengebunden hat, verraten noch römische Bautradition. Über den dichtbelegten mauerumfriedeten Bestattungsplatz hinweg haben die Gläubigen den Kirchensaal einst von Nordwesten her betreten. Ohne jegliche Bemalung mögen die auf frischem, mit dem Holzhobel geglättetem Kalkmörtel dick mit Kalk gestrichenen Wände nüchtern gewirkt haben. Gegen Sonnenaufgang versah der Priester ursprünglich wohl an einem hölzernen, später am nachgewiesenen steinernen Altartisch sein Amt. Da er bisher ohne Parallele ist, bleibt

Abb. 143. Schiers GR, Pfarrhausgarten/Pfrundgut. Ältere Kirche (4./5. Jh.). Steingerechter Plan. – 1:50.



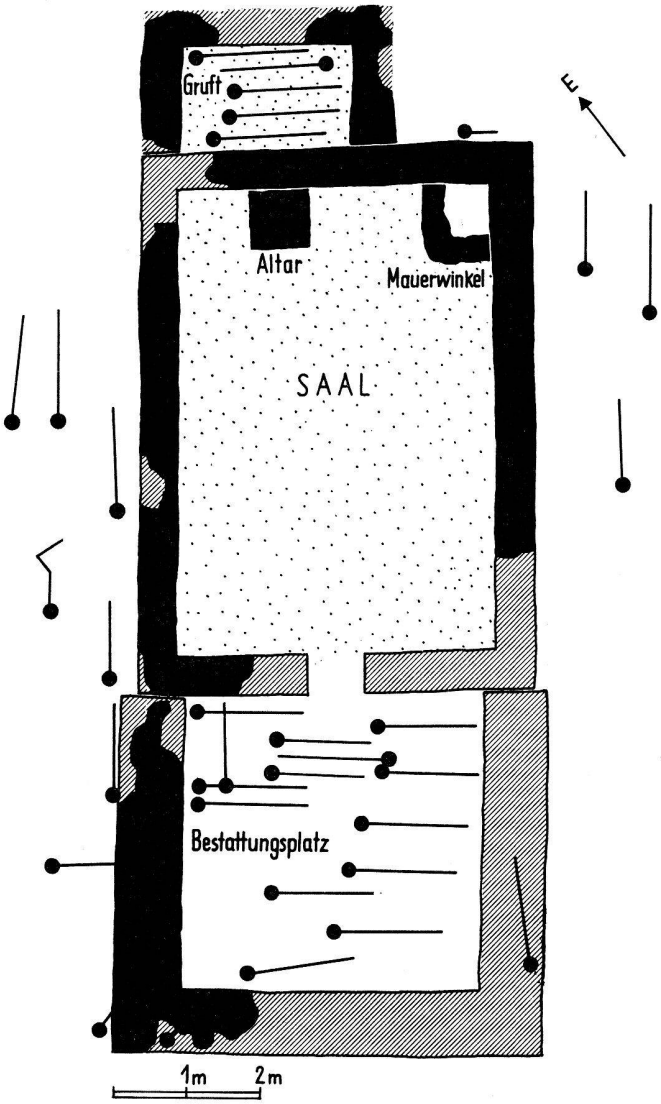


Abb. 144. Schiers GR, Pfarrhausgarten/Pfrundgut. Ältere Kirche. – 1:100.

die genauere, offenbar kultische Zweckbestimmung eines aus Tuffquadern erstellten Mauerwinkels von 0,75 × 0,6 m lichter Weite in der Südecke rätselhaft. Dass ein Geschlecht seine Totengruft aussen direkt an die Altarwand anfügen durfte, spricht für seine durch Geburt oder Amt hervorragende Stellung.

Im Gegensatz zur älteren war die kaum 10 m nördlich gelegene und aus der Ostrichtung nur wenig nach Süden abgedrehte jüngere Schierser Kirche (Abb. 145, 146) zufolge ihrer baulichen Gliederung sofort als solche zu erkennen. Da datierende Kleinfunde hier fehlten, fällt es schwerer, diesen Bau zeitlich einzureihen. Typologische Vergleiche der Gesamtdisposition sowie der einzelnen charakteristischen Bauelemente mit verwandten Anlagen im weitesten Umkreis ergeben ein Doppeltes: Wohl ist das Schierser Bauschema von der Lombardei beeinflusst, aber noch mehr Parallelen weisen ostwärts in den nördlichen Adriaraum, d. h. in den Strahlungsbereich des in der Spätantike kulturell und kirchlich ausserordentlich bedeutsamen Patriarchensitzes von Aquileia. In chronologischer Beziehung berechtigen diese Vergleiche dazu, das jüngere Schierser Gotteshaus ins 5./6. Jh. zu setzen.

Während sich die ältere Anlage aus einem Saal mit je einem nordwestlich und südöstlich angeschlossenen Begräbnisraum zusammensetzt, gliedert sich die jüngere in die durch Zungenmauern und eine Holzschwelle klar voneinander unterschiedenen zwei Hauptelemente jeder älteren Kirche: den hier beinahe quadratischen Gemeindesaal (Innenmass 3,6 × 4 m), das Schiff, und den gleich breiten Priesterraum (Tiefe 2,5 m), die Apsis. Daran fügten sich, durch einen kurzen Gang mitein-

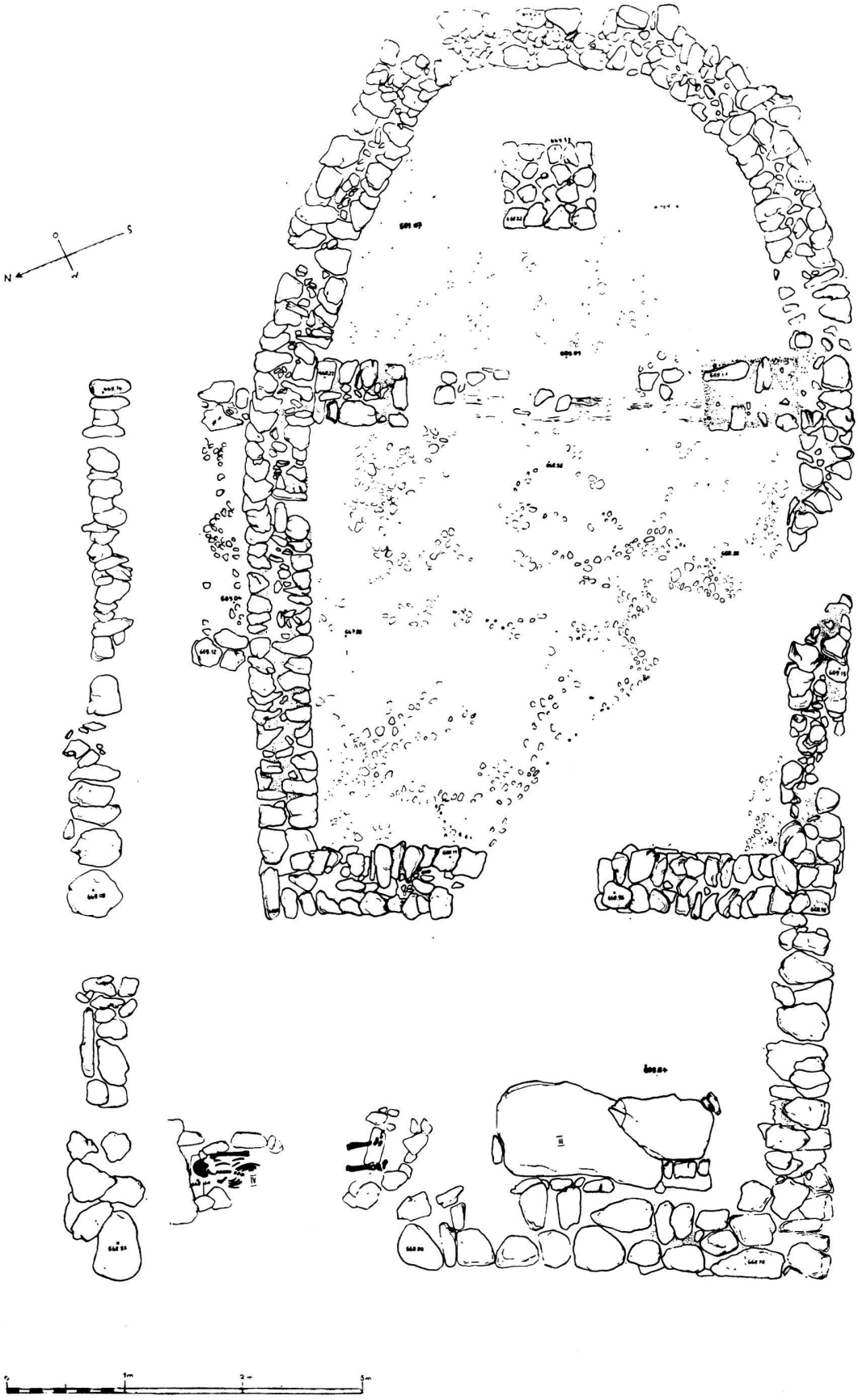


Abb. 145. Schiers GR, Pfarrhausgarten/Pfrundgut. Jüngere Kirche (5./6. Jh.). Steingerechter Plan. – 1:50.

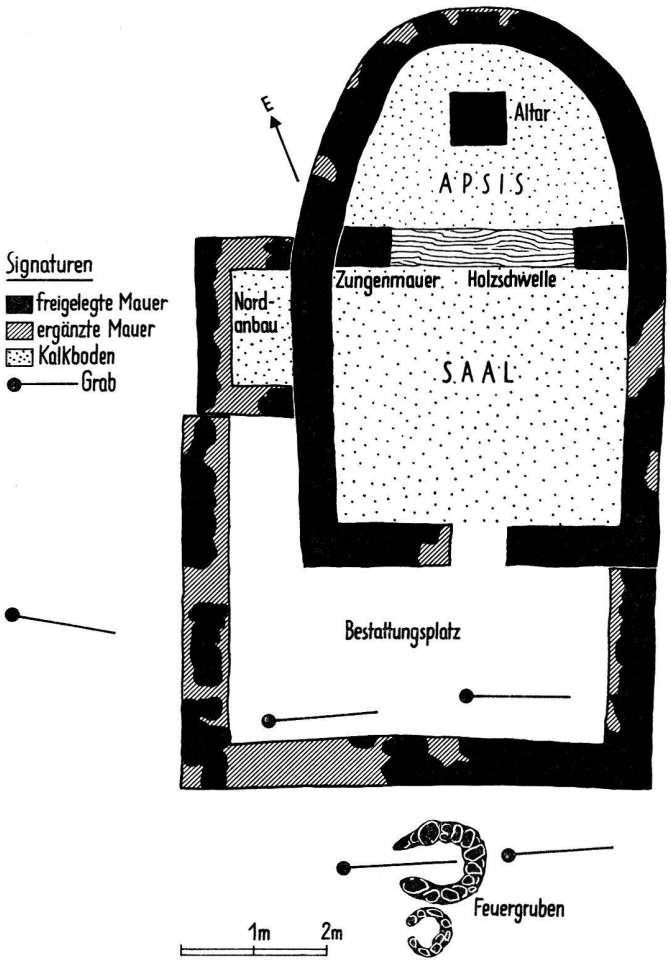


Abb. 146. Schiers GR, Pfarrhausgarten/Pfrundgut. Jüngere Kirche mit Apsis. – 1:100.

ander verbunden, nördlich ein vom Schiff nicht zugänglicher kleiner Rechteckraum mit Kalkmörtelboden, westlich ein ummauerter Bestattungsplatz.

Über die zwei dortigen Gräber hinweg konnten die Gemeindeglieder vermutlich den Nordanbau erreichen, dessen einstige Zweckbestimmung nicht feststeht, oder sie betraten durch den teilweise noch erhaltenen Westeingang die eigentliche Kirche, die aus schräg gestelltem, eher flachem Geschiebe mit schlecht bindendem Kalkmörtel im Ährenverband aufgemauert war (Mauerdicke 0,5 m). Der auf ein Bett von ungleich grossen Bollen und Bruchsteinen gegossene Kalkmörtelboden verband über die Holzschwelle hinweg Schiff und Apsis. Die Zungenmauern dazwischen muss man sich mindestens brusthoch aufgeführt oder von einem zum Teil aus Tuffquadern gefügten Chorbogen überspannt vorstellen. Der Gemeinderaum war lediglich weiss getüncht, der halbgerundete, jedoch nicht überwölbte Priesterraum aber erstrahlte in al secco aufgetragenen warmen Farben. Wie zahllose Verputzreste dartun, folgten über geweisselten und dunkelroten untern Wandpartien primitive ornamentale Malereien: ob weissen Zwickeln mit schwarzen Vögeln zogen sich, wie es scheint, schwarz umrissene Schuppenkränze und stilisierte Blätterranken in Ocker hin. Diesen Farbteppich im Hintergrund hat einst der Priester an dem vor dem Apsisscheitel freistehenden steinernen Altar die Messe zelebriert. Und in der Osternacht hat man, kirchlichem Brauch gemäss, das neue Licht vielleicht von den beiden trocken ummauerten Feuergruben, die westlich vor dem eingefriedeten Bestattungsplatz festgestellt werden konnten, ins dunkle Gotteshaus eingeholt.

Die beiden nach H. Erb gleichzeitig benützten frühen christlichen Kultbauten und zahlreiche Grablegungen in ihrem Umkreis bezeugen die Existenz einer grösseren Christengemeinde an der Wende der römischen Antike zur Epoche germanischer Reichsbildungen, und zwar für ein rein bäuerliches Seitental. Damit ist am

Einzelfall die noch vielfach verbreitete Auffassung widerlegt, geschlossene Christengemeinschaften hätten sich damals ledliglich im Bereich spätrömischer Kastelle und kirchlicher Verwaltungszentren, also beispielsweise in Chur, zusammengefunden.

Die Zeugnisse frühen christlichen Gemeindelebens im Bereich der zwei ersten Talkirchen des Prättigaus sind heute wieder eingedeckt. Um die Erinnerung an die aufschlussreichen Entdeckungen in Schiers selbst wachzuhalten, ist der genaue Verlauf der Kirchenfundamente im Pfarrgarten durch Steinplatten sichtbar gemacht worden. – RM Chur. – H. Erb, Bau- und Grabfunde aus christlicher Frühzeit in Schiers, Bündner Monatsblatt 1962, 79–89, 8 Abb.; H. Erb, Jahresbericht Hist. Ant. Gesell. GR 90, 1960, XI; Neue Zürcher Zeitung 4. 1. 1957; Der Freie Rätier 15. 2. 1960; Neue Bündner Zeitung 21. 2. 1960; Bündner Tagblatt 23. 6. 1960; Vorromanische Kirchenbauten, München 1968, 304f.

SCHWYZ SZ

Schwyz. Bibliographie: V. Weibel, Suittes – Schwyz – Schweiz, Geschichte und Deutung des Namens Schwyz, Mitt. Hist. Verein Schwyz 65, 1972, 1ff.

Kirche St. Martin. Bibliographie: I. Müller, Die Entstehung der Pfarreien an den Ufern des Vierwaldstättersees, Der Geschichtsfreund (Luzern) 117, 1964, 5ff. (S. 8ff.: Die Grosspfarrei Schwyz).

SEENGEN AG

Kirche. Bibliographie: R. Bosch, Die archäologischen Forschungen in der Kirche von Seengen, Heimatkunde aus dem Seetal 42/43, 1969/79, 23ff.

SEVGEIN GR

Kirchhügel. Die archäologische Untersuchung in der Pfarrkirche erbrachte im Jahre 1969 Hinweise auf bronzezeitliche und römische Besiedlung sowie den Nachweis einer ältesten Kirche mit hufeisenförmiger Chorapsis. Das dazugehörige Kirchenschiff ist durch spätere Kirchenbauten zerstört worden. Für die Datierung dieser Kirchen fehlen schriftliche Quellen. Das Dorf Sevgein wird als «Soviene» im karolingischen Urbar, welches um 831 fertiggestellt worden ist, erwähnt. Im Gegensatz zu Castrisch/Kästris fehlt aber die Nennung einer Kirche in Sevgein. Die Kirche von «Sogn Gieri» in Castrisch war Mutterkirche von St. Thomas in Sevgein. Hätte sie bei der damaligen Bestandesaufnahme Ludwigs des Frommen schon existiert, wäre sie sicher erwähnt. Die hufeisenförmige Ausbildung der Chorapsis scheint in unserer Gegend für das 8. und 9. Jh. aber recht typisch zu sein. Die Datierung der ersten Kirche ins 9. Jh. wird auch durch die Grabungen von W. Sulser im Jahre 1956 in der Kirche Sogn Gieri in Castrisch gestützt. Sulser fand dort eine gleichgeformte Apsis mit annähernd gleichen Ausmassen und glaubt sicher zu Recht, die im Urbar genannte Kirche gefunden zu haben. Bei der Tochterkirche St. Thomas dürfte die Bauweise nachgeahmt worden sein. – S. Nauli, Der Freie Rätier 9. 7. 1971; Neue Bündner Zeitung 6. 8. 1971.

SILENEN UR

Kirche St. Alban. Bibliographie: I. Müller, Die Entstehung der Pfarreien an den Ufern des Vierwaldstättersees, Der Geschichtsfreund (Luzern) 117, 1964, 5ff. (S. 6: Silenen).

STANS NW

Kirche St. Peter. Bibliographie: I. Müller, Die Entstehung der Pfarreien an den Ufern des Vierwaldstättersees, Der Geschichtsfreund (Luzern) 117, 1964, 5ff. (S. 40f.: Stans).

STEINEN SZ

Pfarrkirche St. Jakob. Unter der Leitung von J. Kessler-Mächler (Staatsarchiv Schwyz) wurden in der Zeit von 1963-1965 mehrere Grabungskampagnen durchgeführt, um vor der Renovation der Kirche die Baugeschichte abzuklären. Über die Ergebnisse liegt ein ausführlicher und mustergültig dokumentierter Bericht vor. Für das Frühmittelalter brachte die Grabung keine sicheren Hinweise, obwohl vor Jahren bei Wasserleitungsarbeiten auf dem Dorfplatz, also in unmittelbarer Nähe der Kirche, offensichtlich zwei frühmittelalterliche Gräber mit Beigaben aufgedeckt worden sind. Eines dieser Gräber barg in der Richtung Ost-West ein mit Steinen eingefasstes Skelett von starkem Körperbau, bei dem zerstörte Waffenfragmente aus Eisen lagen. Ein Kindergrab enthielt weiter nichts als eine blaue Glasperle.

Was die Ergebnisse der Kirchenausgrabung anbetrifft, so konnten unter den Fundamenten einer romanischen Kirche, die im Jahre 1124 geweiht worden ist, geringe Spuren eines noch älteren Bauwerks nachgewiesen werden. Von ihr waren nur spärliche Fragmente erhalten. Eine kleine Steinsetzung – plattige, unbehauene Steine, ohne Mörtel – direkt auf dem gewachsenen Boden liegend, liess aus ihrer Stellung und Art, Niveau und Richtung heraus eine Unterlage für einen Holzbau vermuten. Die schwache Fundation von etwa 50 cm

Stärke konnte nie aufgehendes Mauerwerk getragen haben. Der Ausgräber nimmt an, dass es sich um die Westwand des ersten Baues gehandelt hat, von dem im übrigen durch wiederholtes Abtiefen des Terrains alle anderen Reste beseitigt worden sind. Archäologisch kann zu diesem Bau (Kirche?) nichts weiteres ausgesagt werden. Vermutungsweise wird angenommen, dass diese erste Kirche aus dem 10. evtl. 11. Jh. stammt. Das Jakobspatrozinium, das sich im Bistum Konstanz erst seit dem 11./12. Jh. nachweisen lässt, wird für diesen Datierungsvorschlag als Argument herangezogen. – J. Kessler-Mächler, Die Baugeschichte der Pfarrkirche St. Jakob von Steinen SZ anhand der archäologischen Grabungen, Mitteilungen Hist. Verein des Kantons Schwyz 61, 1968, 17–90, zahlreiche Abb. und Pläne; W. Keller, Blätter aus der Steiner Geschichte, Mitteilungen Hist. Verein des Kantons Schwyz 61, 1968, 91–117.

TUGGEN SZ

Tuggenersee. Bibliographie: A. Tanner, Die Ausdehnung des Tuggenersees im Frühmittelalter, Mitteilungen Hist. Verein des Kantons Schwyz 61, 1968, 141–208, 7 Abb., 4 Taf.

WÄDENSWIL ZH

Reformierte Kirche. Im Zusammenhang mit Entfeuchtungsarbeiten an den Aussenmauern der Kirche versuchte man Aufschlüsse über ältere Kirchenbauten zu gewinnen, zumal beim Abbruch der alten Kirche 1764 und beim Aushub der Fundamente für den heutigen Bau altes Mauerwerk zum Vorschein gekommen ist. Man hat damals drei ältere Bauphasen unterscheiden können. Auch frühmittelalterliche Grabfunde aus dem Jahre 1890 lassen auf einen frühen Friedhof und evtl. eine frühmittelalterliche Kirche schliessen. Damals sind in der Nähe des Kirchhügels drei Tonperlen, wohl eines Frauengrabes, aus der 2. Hälfte des 1. Jahrtausends gefunden worden.

Bei den Untersuchungen von 1962 konnten lediglich Mauerzüge einer in romanische Zeit datierten Kirche mit geradem Ostabschluss freigelegt werden. Ältere Bauphasen dürften innerhalb unter der Kirche zu erwarten sein. Dies liegt um so näher, als die Grosspfarrei Wädenswil als Überbleibsel einer sogenannten Urpfarrei gelten darf. – SLM Zürich. – W. Drack, ZD 3, 1962/63, 98ff.

WEGGIS LU

Kirche St. Maria. Bibliographie: I. Müller, Die Entstehung der Pfarreien an den Ufern des Vierwaldstättersees, Der Geschichtsfreund (Luzern) 117, 1964, 5ff. (S. 24: Weggis).

WINTERTHUR ZH

Altstadt, Marktgasse 68. Die Existenz eines alamannischen Friedhofes unter der Altstadt von Winterthur war nicht unbekannt, obschon die lokalgeschichtliche Forschung bisher wenig davon Notiz genommen hatte. Reste von ungefähr zwanzig Bestattungen aus der Zeit vor den kirchlichen Reformen der Karolinger wurden an der mittleren Marktgasse bereits 1893, 1921 und 1923 gefunden. Ein paar von hier stammende Scherben in der Archäologischen Sammlung Winterthur konnten 1956 als frühmittelalterlich erkannt werden (vgl. Ur-Schweiz 23, 1959, 52, Abb. 33). Sie ermöglichten eine vorläufige Datierung der sonst beigabenlosen (?) Gräber ins 6. bis 7. Jh., welcher Zeitansatz durch die Entdeckungen von 1959 bestätigt wurde.

Die Notgrabung von 1959: Anstelle des aus dem 18. Jh. stammenden Hauses Marktgasse 68 liess die Firma Hasler & Co. seit dem Frühjahr 1959 einen Neubau errichten. Da die bisherige Liegenschaft nur zu einem Viertel unterkellert und unter dem Nachbarhaus früher eine grössere Zahl der erwähnten Skelettreste gefunden worden war, durfte man von vornherein mit neuen Entdeckungen rechnen. Schon bald nach Beginn des Aushubes von Fundamentgrube I machte Dr. E. Hess auf archäologische und anthropologische Funde aufmerksam. Am 20. März wurde der Inhalt von Grab 1, am 4. April derjenige von 3 und 4 geborgen. Indem unsere Arbeit zunächst dem Verlauf der schwierigen Sicherungsmassnahmen am Mauerwerk angepasst werden musste, gestaltete sie sich entsprechend kompliziert, ja sie wäre ohne das Verständnis und die Unterstützung von Bauherrschaft, Bauleitung und Arbeitern, denen auch an dieser Stelle dafür gedankt sei, überhaupt nicht durchführbar gewesen. Leider kam Fundamentgrube II, in der am 11. und 13. April die Gräber 5 und 6 zutage traten, insofern ungünstig zu liegen, als sie die Kopfpartien der östlich angrenzenden Gräberreihe tangierte und zerstörte. Wegen der unumgänglichen Stützwände konnten hier die Verhältnisse nicht genau erfasst werden. – Für die folgende Bauetappe war der Aushub des mittleren Teils des Platzes, wo sich weitere Gräber zu befinden schienen, mit dem Bagger vorgesehen. Ohne Verzögerungen im Arbeitsprogramm gelang es, daselbst noch unmittelbar vorher vom 6. bis 9. Juli eine wissenschaftliche Untersuchung durchzuführen (vgl. Ur-Schweiz 23, 1959, 53, Abb. 34). Nach maschineller Beseitigung der Oberflächenschicht kam in den Sondiergräben I und II je eine weitere Reihe verhältnismässig gut erhaltenen, in regelmässigen Abständen liegenden Beisetzungen zum Vorschein.

Ihre Aufdeckung war durch den sehr harten Schotterboden beträchtlich erschwert.

Es wurden insgesamt vier Reihen von Gräbern festgestellt mit Resten von etwa zwanzig Personen. Alle Beisetzungen waren geostet, ausgenommen Grab 5. Dieses wies als einziges unter dem Skelett Holzspuren auf. Die Grube von 14 hatte man mit Lehm gefüttert. Im übrigen beobachteten wir keinerlei Einfassungen, wie eine solche 1923 an der Marktgasse 36 zutage getreten war. Mehr als die Hälfte der Gräber erschien ganz oder teilweise gestört, was bei ihrer Lage unter der Altstadt nicht weiter erstaunt. Beigaben enthielten Nr. 1, 7, 9, 12, 14, 15 und 17, worunter die verschiedenen Fragmente von Knochenkämmen und eine gut erhaltene Spatha hervorzuheben sind. Obgleich ziemlich ärmlich, gestatten sie mindestens eine eindeutige Datierung der Nekropole. Der Aussagewert einer spätrömischen Zwiebelknopffibel, welche aus einer Auffüllschicht stammt, bleibt heute allerdings noch unklar; vielleicht handelt es sich um ein im Frühmittelalter wiederverwendetes Stück.

Grab(stelle) 1: Schacht mit lehmiger Auffüllung. Gesichtsschädel eines Kindes, Stücke von langen Gliedknochen eines Erwachsenen. Daneben eiserne Axt. – *Grab(stelle) 2:* Vor Beginn der Untersuchungen durch Bauarbeiten entfernt. Schädelstücke eines Erwachsenen, Skelettfragment eines ca. 15jährigen Kindes. Unmittelbar daneben in einer mehr als 3 m mächtigen Auffüllschicht Reste eines einreihigen Knochenkammes mit Futteral (Taf. 59, 2) sowie Zwiebelknopf-Bronzefibel (nach Aussage von Arbeitern soll ebenda ein Topf gelegen haben. Später kamen noch einige mittelalterliche Scherben zum Vorschein.). – *Grab 3:* Schädel und Oberkörper einer Frau von ca. 30 Jahren mit «congenitalem Fehlen aller vier Weisheitszähne». Die untere Hälfte des Skelettes durch moderne Anlagen zerstört. Ohne Beigaben. – *Grab 4:* Gestört. Reste eines Erwachsenen. Aus der Auffüllung über dem Grab eine mittelalterliche Scherbe. – *Grab 5:* Vollständiges Skelett eines Mannes von ca. 35 Jahren, Kopf im Norden, Füsse nach Süden, Hände auf dem Becken. Unter dem Körper Holzreste von Sarg oder Totenlade. Ohne Beigaben. – *Grab 6:* Untere Extremitäten eines Erwachsenen. Rumpf und Schädel ehemals unter Haus Marktgasse 70. (Es ist nicht bekannt, ob sich beidseits dieses Grabes evtl. noch weitere Bestattungen befunden haben). – *Grab 7:* Vollständig erhaltenes Skelett eines ungewöhnlich grossen Mannes. Eiserner Gegenstand beim linken Unterarm, einzelne (Sarg-?)Nägel, und anderes beim Becken. – *Grab 8:* Vollständig erhaltenes Skelett einer weiblichen (?) Person mit prachtvollem Gebiss, Hände über dem Becken. Keine Beigaben. – *Grab 9:* Gestört. Schädel und einige Langknochen eines Erwachsenen. Fragment eines zweireihigen Knochenkammes in der Rumpfgegend. – *Grab 10:* Unvollständiges Skelett eines kleinen Erwachsenen. Kopf nach links. Ohne Beigaben. – *Grab 11:* Untere Extremitäten und Beckenpartie eines Erwachsenen; Oberkörper entweder bei Anlage von Grab 5 entfernt oder beim Aushub von Fundamentgrube II. Ohne Beigaben. – *Grab 12:* Unvollständiges Skelett eines Kriegers, der an einer Knochenkrankheit litt. Ausrüstung: Skramasax, Griff in der Beckengegend, Spitze nach oben, kleine Messerklinge unter dem linken Unterarm, Oxydspuren (?) und Bronzebändchen beim rechten Unterarm. – *Fundstelle 13:* Schädel und Schlüsselbein eines älteren Mannes. – *Grab 14:* 70 cm breiter Grabschacht mit dunkler Einfüllung, von einem schmalen Band hellen Lehmes eingefasst. Westliches Ende durch Fundamentgrube II gestört. Ein am Rand derselben aufgefundenes Stirnbein eines Kindes vielleicht zum Grab gehörig, das ausser einem Eisenbeschläg und Bronzebändchen nur wenige unbestimmbare Knochenreste enthielt. – *Grab 15:* Gestört. Teile der unteren Extremitäten eines Kriegers. Spatha zur Rechten, unteres Ende auf der Höhe des Oberschenkels. – *Grab 16:* Vollständiges Skelett eines älteren Mannes; Hände über dem Becken. Ohne Beigaben. – *Grab 17:* Knochen schlecht erhalten, nach den Beigaben wohl von einer Frau. Glasperlen eines Armbandes, Eisenfragment (vermutlich Gürtelbeschläg) in der Beckengegend, eiserner Reif am linken Unterarm, «Spinnwirtel» (Talisman?) aus Ton (Ur-Schweiz 23, 1959, 54, Abb. 35.). – *Fundstelle 18:* Schädelfragment von 1 ½jährigem Kind aus gestörtem Schichtzusammenhang. – *Streufunde:* Anlässlich der Reinigung der Skelettreste wurden im Anthropologischen Institut der Universität Zürich noch weitere Fragmente von Knochenkämmen gefunden, ohne dass leider die einzelnen Grabnummern festgehalten worden wären. – SLM Zürich. – ZD 1, 1958/59 (1961), 66ff.; H. R. Wiedemer, Die älteste Geschichte Winterthurs auf Grund archäologischer Entdeckungen, Ur-Schweiz 23, 1959, 51ff. (daselbst weitere Literaturangaben). *Hans-Rudolf Wiedemer†*

WOLLERAU SZ

Wollerau. Bibliographie: A. Hug, Die Wirtschaftsstruktur der Höfe Pfäffikon und Wollerau seit der Begründung der Grundherrschaft des Klosters Einsiedeln (965) bis zum Beginn des 17. Jh., Mitt. Hist. Verein Kanton Schwyz 62, 1969, 3ff. (S. 13f.: Frühgeschichte).

ZÜRICH ZH

Höngg. Die Kirche von Höngg wird erstmals im Jahre 870 als Eigenkirche des Edlen Landeloh (basilicam meam in Hoinga) genannt. Anlässlich der Renovation des heutigen Baus bot sich Gelegenheit, im Jahre

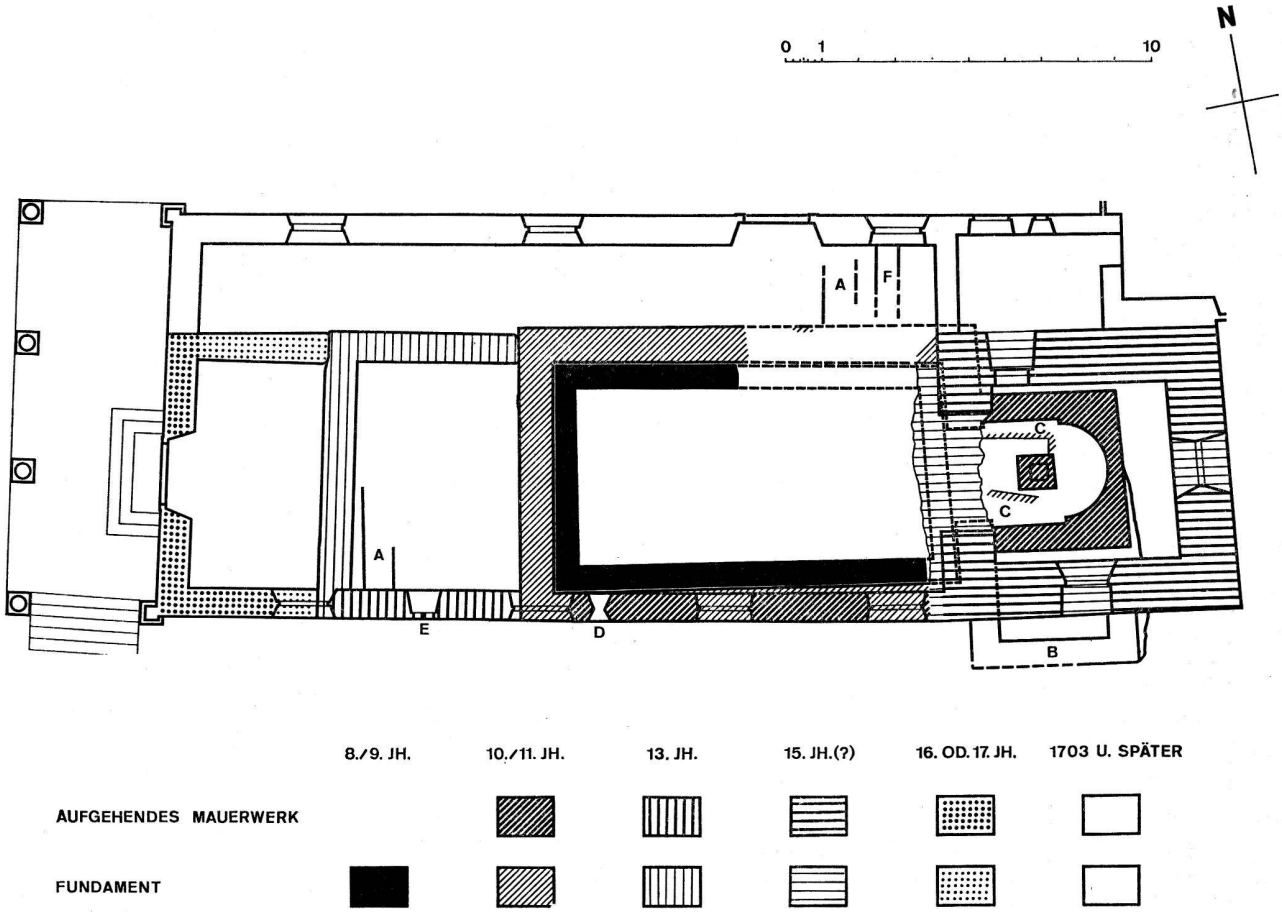


Abb. 147. Zürich ZH, Kirche Höngg. Bauetappenplan. – 1:200.

1968 mittels Grabung die Baugeschichte zu erforschen. Die Untersuchungen standen unter der Leitung von U. Ruoff.

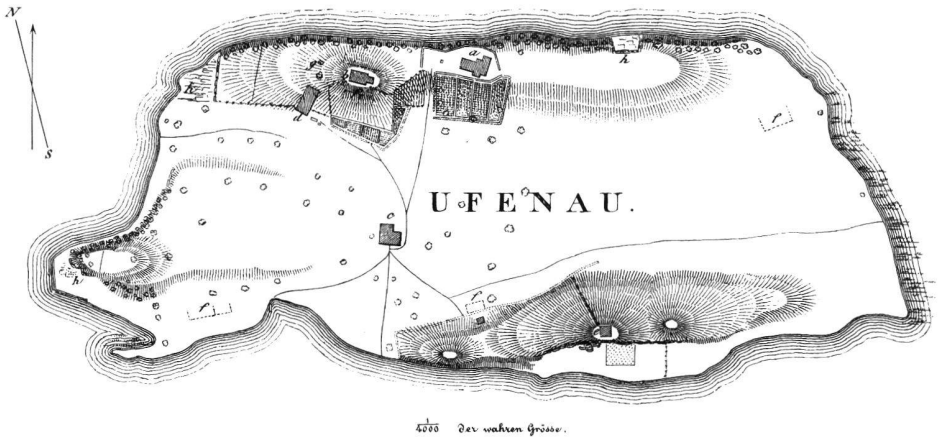
Als ältester Bau unter jüngeren Bauten aus dem 10./11. und späteren Jahrhunderten kam ein Sakralbau vermutlich des 8./9. Jh. zum Vorschein (Abb. 147). Der Grundriss konnte nicht völlig ergraben werden; nachgewiesen wurde der Westteil einer ca. 4,80 m breiten Kirche, die als Rechtecksaal von doppelter Länge, d. h. ca. 9,50 m, rekonstruiert wird. Der Ausgräber lässt es offen, ob dieser Bau zum ersten Gotteshaus gehört oder ob mit einem noch älteren Gebäude zu rechnen ist. Die Frage kann nicht eindeutig beantwortet werden. – U. Ruoff, Die Ausgrabungen in der Kirche Höngg, Mitteilungen Nr. 23 Ortsgeschichtl. Kommission Verschönerungsverein Höngg, 1969; vgl. auch R. Frei, Aus der Geschichte der Kirche Höngg und der Kirchgemeinde Höngg-Oberengstringen, 1959.

FUNDE UNBESTIMMTER ZEITSTELLUNG
TROUVAILLES D'ÉPOQUE INCERTAINE
REPERTI NON DATATI

AIROLO TI

Madrano, CN 1252, 691 320/153 600. Effettuando lo scavo (1968) per la posa delle canalizzazioni di una costruenda casetta, su un motto che sovrasta l'agglomerato di Madrano, venne rinvenuta una sepoltura. Rapidamente sul posto ci fu possible osservare quanto segue: le sepoltura non era stata manomessa e si trovava nello strato di terra coltivata che può distinguersi nei due elementi seguenti; sopra la terra vergine (prob. deposito fluvio-glaciale) uno strato di terra nera compatta sormontato da uno strato di terreno riportato ricco di ciottoli nella zona di contatto. Questa osservazione ci permise, con le informazioni avute poi in loco, di capire

1



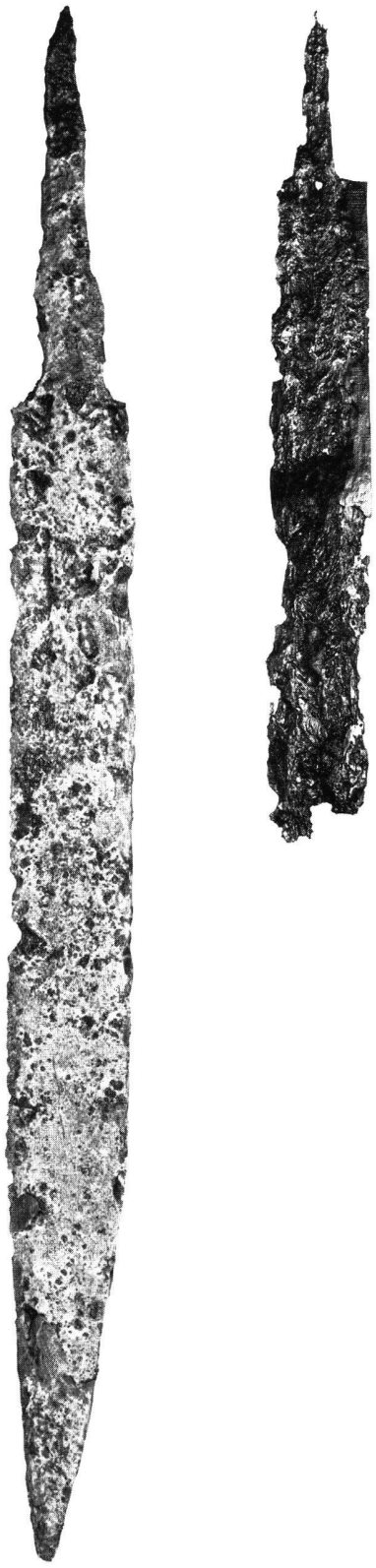
2

Tafel 52. Freienbach SZ, Insel Ufenau. 1 Luftaufnahme von Westen. Im Hintergrund die Lützelau. – 2 Topographie der Insel nach Ferdinand Keller 1844, a Kirche St. Peter und Paul, b Kirche St. Martin.

1

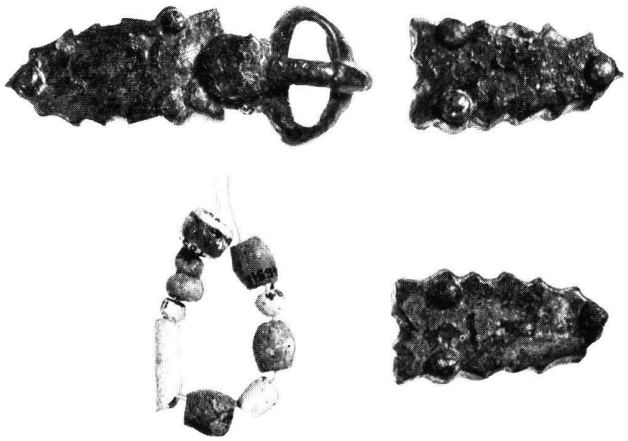
2

Tafel 59. 1 Barzheim SH, Risgibüel. Pfanne und Kanne aus Grab 4. Höhe der Kanne 8 cm. – 2 Winterthur ZH, Altstadt. Kamm mit Futteral aus Knochen. 1:1.



1

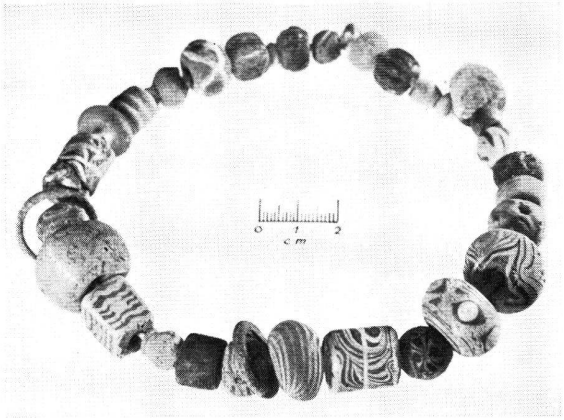
2



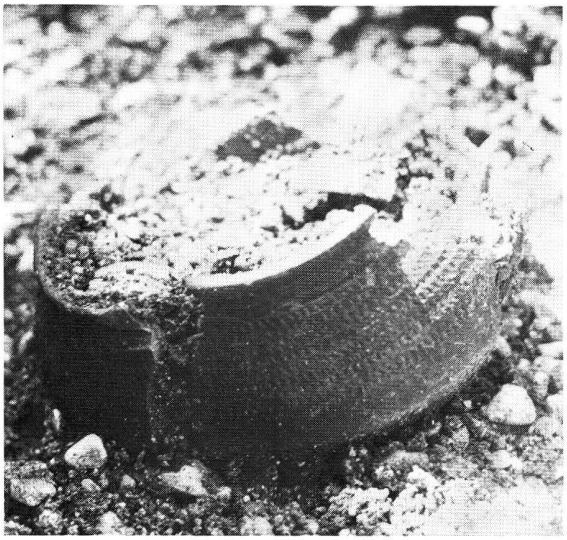
3

Tafel 60. 1 Grüningen ZH, Binzikon, In der Gass. Skramasax und Fragment einer Spatha. 1:3. – 2 Bellinzona TI, Carasso. Fibula a ponticello. 1:1. – 3 Rickenbach ZH, Büel. Schnalle, Gegenplatten und Perlen aus Grab 2. 1:1.

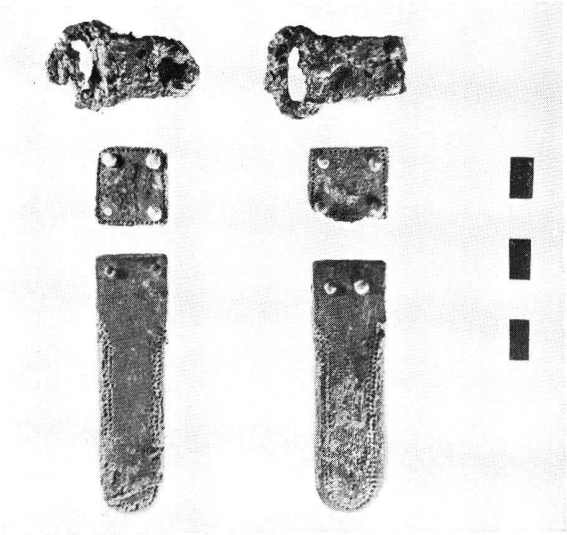
1



3



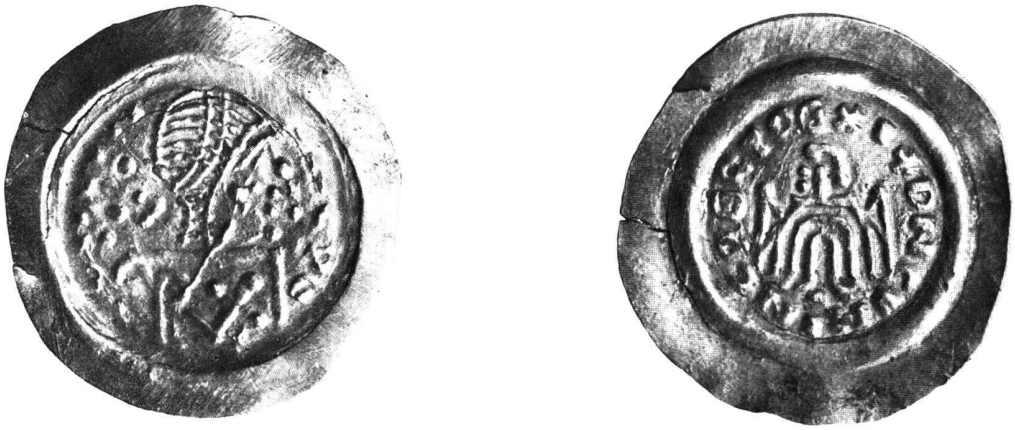
2



4

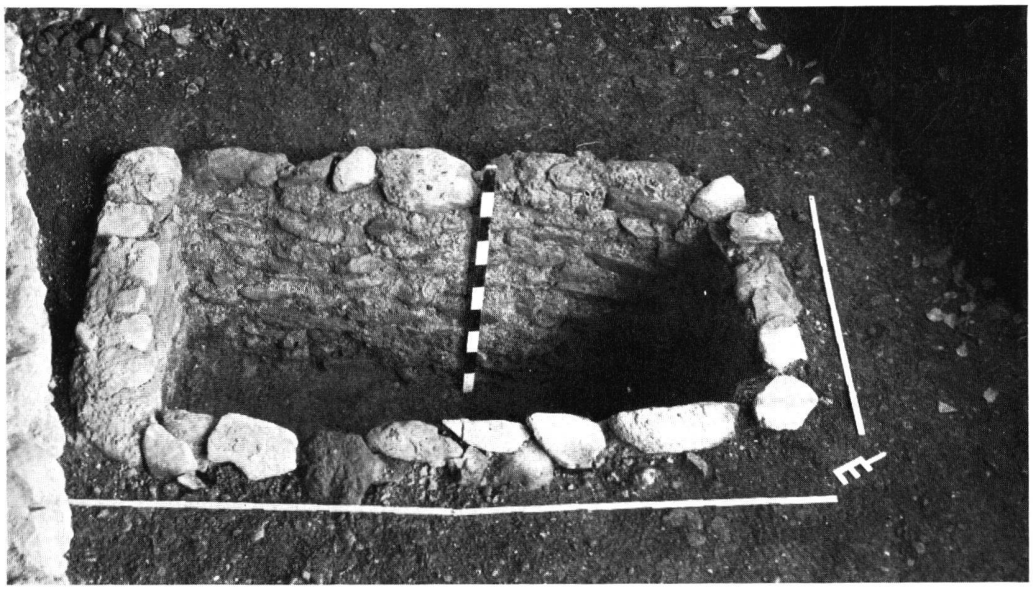
Tafel 61. Reinach BL, Rankhof. Frühmittelalterliches Grab IV. 1 Fundlage. – 2 Knickwandgefäss. – 3 Armkette. – 4 Wadenriemengarnitur. Vgl. Abb. 137/138.

1

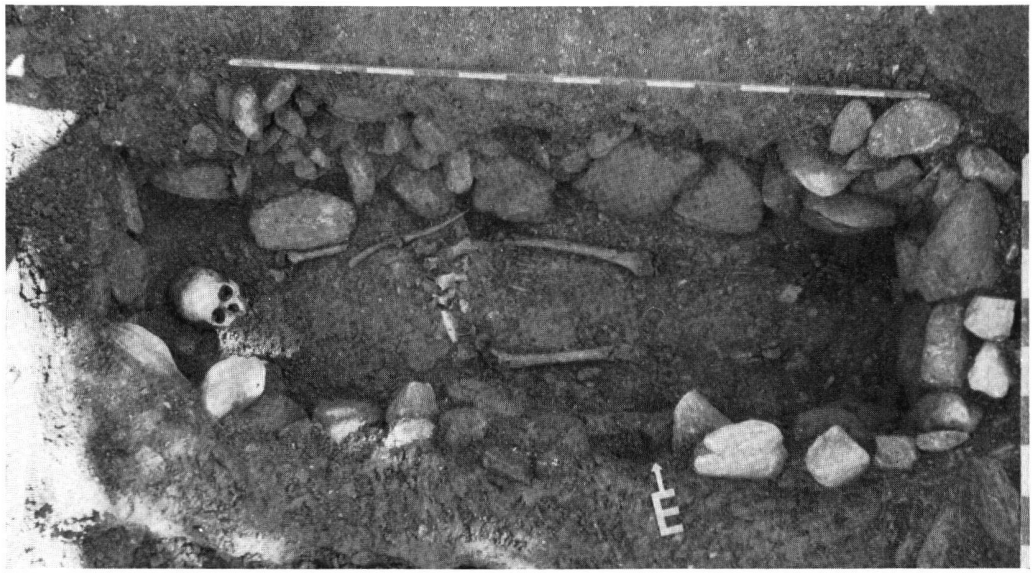


2

Tafel 62. 1 Ruschein GR, Kirche Son Gieri. Langobardischer Goldtriens (Authari oder Agilulf). – 2 Sagogn GR, Schiedberg. Langobardischer Goldtriens (Cuninepert). – Vergrösserungen.

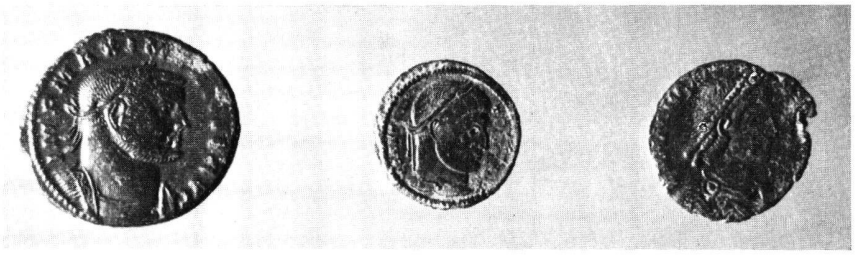


1

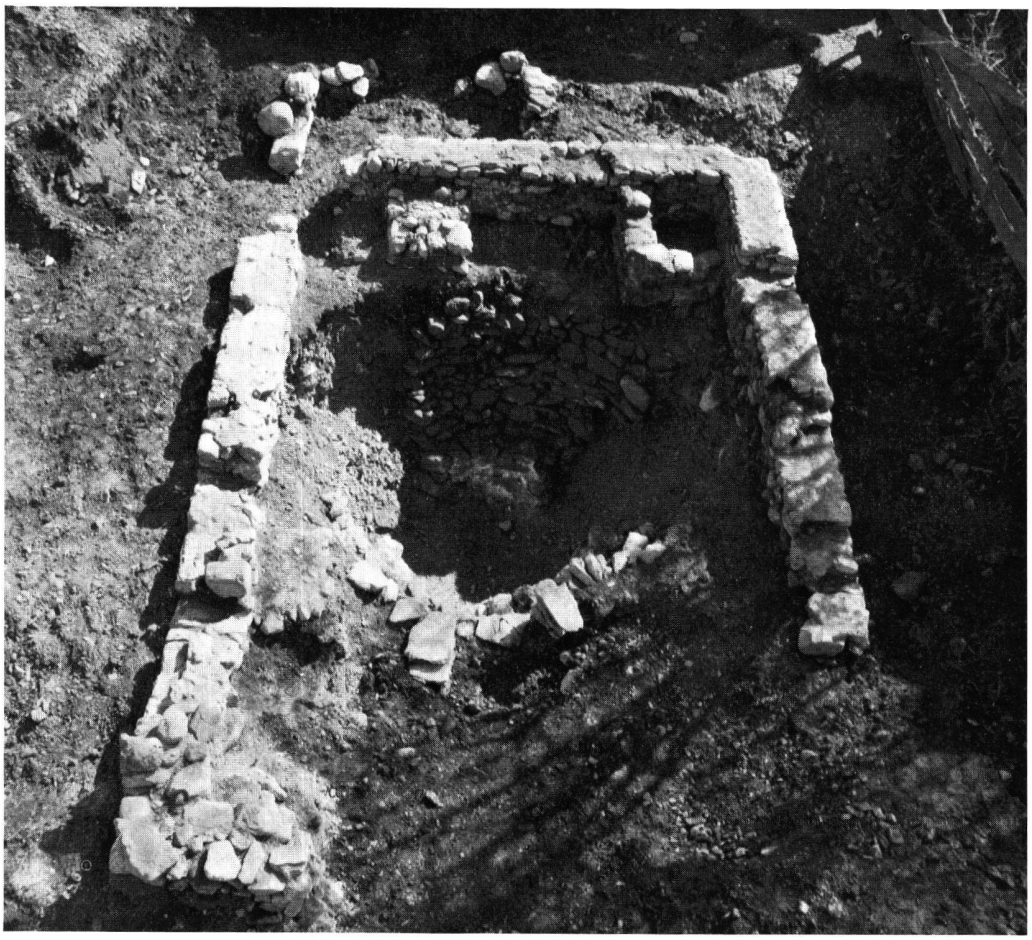


2

Tafel 63. Schiers GR, Pfarrhausgarten/Pfrundgut. 1 Gemauerte Grabgruft nordwestlich der jüngeren Kirche. – 2 Skelettgrab mit Trockenmauer westlich der jüngeren Kirche.

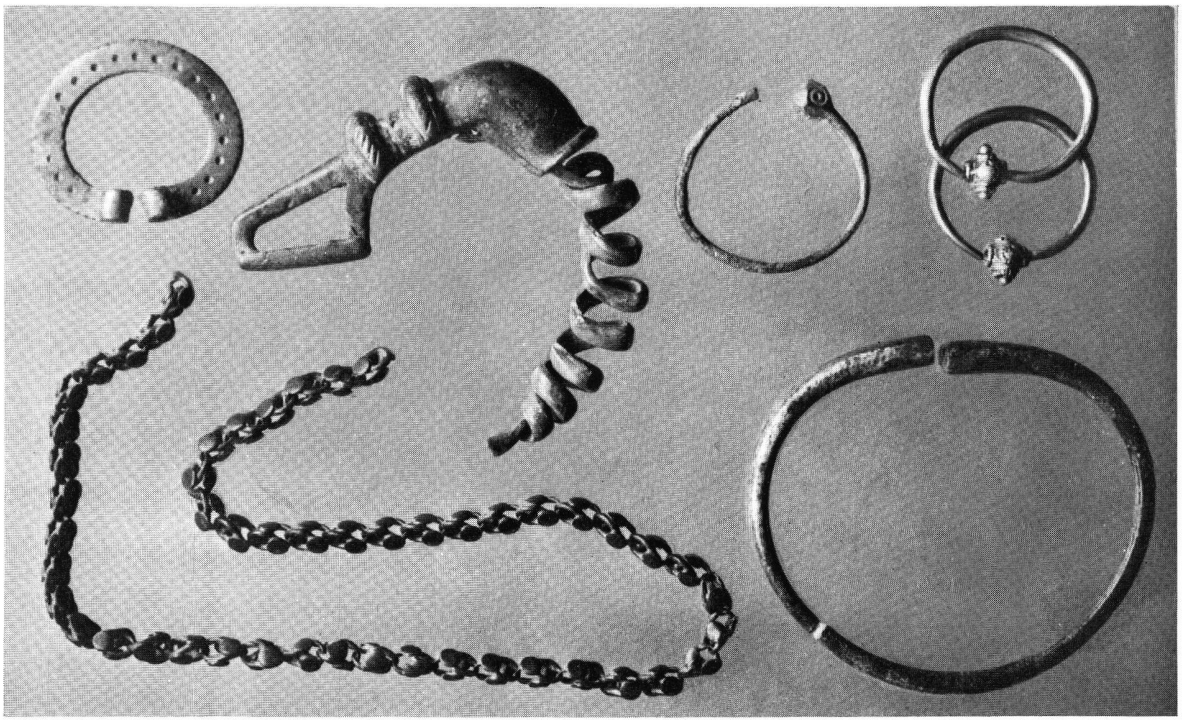


1

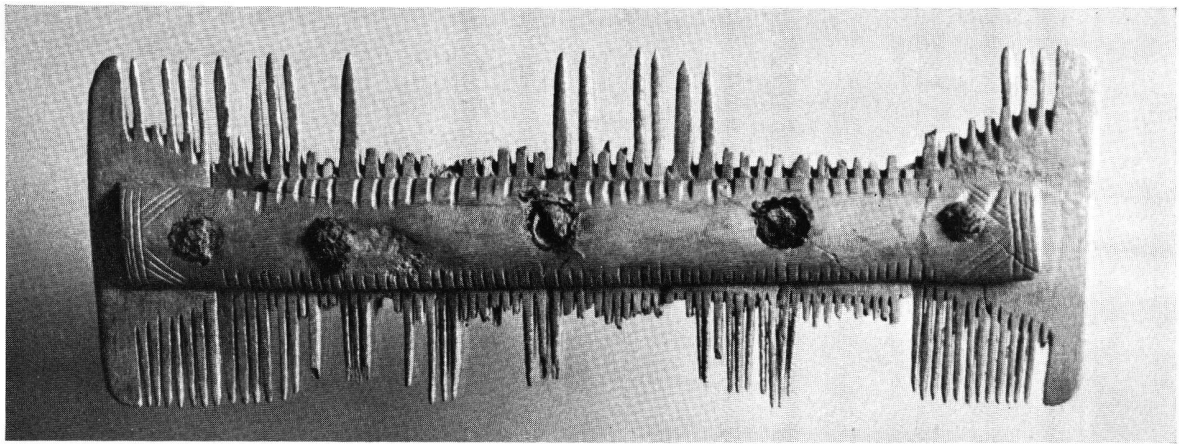


2

Tafel 64. Schiers GR, Pfarrhausgarten/Pfrundgut. 1 Bronzemünzen der Kaiser Maximianus Herculius (286–305), Constantinus der Grosse (306–337), Magnus Maximus (383–388). – 2 Ältere rechteckige Saalkirche (von NW) mit Gruftanbau, Altar und Mauerwinkel; im Zentrum die Kalkzubereitungsanlage.



1



2

Tafel 65. Schiers GR, Pfarrhausgarten/Pfrundgut. 1 Kleinfunde, von links nach rechts: bronzene Omegafibel (4. Jh.), grosse Bronzefibel (2. Jh.), Bronzeohrring (4./5. Jh.), 2 silberne Ohrringe (6. Jh.), Bronzekette, Stollenarmband (4. Jh.). 4:5. – 2 Beinerner Doppelkamm (4./5. Jh.). – 1:1.